Österreichisch-Ungarische

Revue

Monatsschrift

für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

32. Band 1904

3./4. Heft

Dichtkunst.

1. Aus den „Rosen“ des Jowan Jowanowitsch. Übersetzt von Dr. Milan Savić. — 2. Vier Gedichte von Camillo V. Susan. — 3. Das Meerauge. Aus dem Polnischen des Jan Kasprowicz, übersetzt von Julius Twardowski.

Rundschau.

1. Weltpolitik. — 2. Zu beiden Seiten der Leitha. — 3. Kunstausstellungen. Von Agathon. — 4. Musik. Von W—r. — 5. Besprechungen und Notizen: Jacques Jaeger, Die nordische Atlantis; Camillo V. Susan, Mit bunten Schwingen. Von Karl Huffnagl. — Graf Hans Wilczek, Erinnerungen eines österreichischen Waffensammlers; H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). Von Dr. Karl Fuchs.

Frau Aventiure in Österreich.

Wanderungen nach den Heimstätten österreichischer Minnesänger.

Von **A. Freih. v. Schweiger-Lerchenfeld**, Brunn am Gebirge.

(Schluß.)

In der Tat war Runkelstein im Laufe der Zeiten zu einem reizverklärten Trümmerhaufen zusammengesunken. Mauern und Gelasse, unter letzteren diejenigen, welche die berühmten Malereien zierten, waren durch Zusammenbrüche und Einstürze aus dem ursprünglichen baulichen Zusammenhang gekommen. Ein Teil des Schlosses vollends war mitsamt dem Felsen, auf welchem es ruhte, in die Tiefe der Talferschlucht gestürzt. In diesem Zustande, mit den vom Efeu umsponnenen Mauern, dem Rosendickicht auf dem Verteidigungsgange, dem schutterfüllten Graben und den eingebrochenen Fußböden haben bis vor etwa zwei Jahrzehnten die zahlreichen Besucher den Runkelstein gekannt. Wenngleich allenthalben im Verfall, besaß die Burg einen unverfälschten romantischen Zauber. Da stand die baufällige Galerie mit den gemalten Reckengestalten, zu denen ein Feigenbaum seine Äste emporrankte. Eine Bogentreppe schwang sich daneben nach dem Seitentrakt und andere altertümliche Treppen führten in die traulichen, engen Gelasse, wo die gemalten Gestalten des Minneliedes in verblichenen Farben dem Besucher entgegentraten. Aus einer tiefen Fensternische schaute man auf das sonnige Gelände und auf die Georgenkirche, deren Geläute über dem Abgrund der Talfer verwehte. Durch die Lücken der Bedachung aber glänzte der südliche Himmel. Die Höhen ringsum waren belebt vom Sang der Vögel,

die im Gestrüpp der Porphyrfelsen nisteten. Schwalben schossen überall durch Breschen und Sparrenlöcher herein. Durch die verödeten Fenster fielen die grellen Reflexe der sonnbeschienenen Halden. Das war noch in den Jahren, in welchen der Dichter des „Ekkehard" singen konnte:

„Im Rittersaale am hohen Kamin
Saß lang ich, in Sinnen versunken,
Und habe im feurigen Wein von Tramin
Des Vintlers Gedächtnis getrunken."

Gewiß wäre der Runkelstein dem unabwendbaren Untergange anheimgefallen, wenn nicht im letzten Augenblicke noch die rettende Hand eingegriffen hätte. Die berühmteste der Burgen Tirols, der äußerste nach Süden vorgeschobene Markstein deutscher Kunstübung in Wort und Bild, drohte in einen Schutthaufen zusammenzustürzen. Der Runkelstein war zuletzt und seit längerer Zeit Besitztum der Bischöfe von Trient, die dem altehrwürdigen Denkmal am Felsentor der Talfer keinerlei Interesse entgegenbrachten. Erst als die Ruine in den Besitz des Kaisers Franz Joseph überging, wurden die Geister im alten Gemäuer wieder lebendig. Ob sie sich von all dem, was um ihnen herum vorging, besonders erbaut zeigten, wäre zu bezweifeln. Durch die nun in Angriff genommenen Restaurierungsarbeiten war die Burg allerdings vom Untergange bewahrt; aber dieselben Hände, die das Rettungswerk vollführten, begingen eine Reihe von ästhetischen Sünden, über die wir uns hier nicht weiter aussprechen wollen.

Als bald hierauf die vielen Verehrer Tristans und Isoldens wieder zum Runkelstein hinaufwanderten, mußten sie manche Veränderung wahrnehmen, die ihnen in die Seele schnitt. Die traulichen Winkel waren verschwunden, der alte romantische Moder war übertüncht. Man schritt auf nagelneuer Brücke über den frisch ausgehobenen Burggraben; Balkon, Mauerwerk und Verputz erinnerten an die kaum abgelaufene Tätigkeit der im Taglohn arbeitenden Gehilfen unserer modernen Architekten. Nun lief man keine Gefahr mehr, mit dem ganzen Liebeszauber Isoldens, der lächelnden Brangäne und dem „betrüblichen" König Marke in die Tiefe zu stürzen. Man war nun sicher auf Runkelstein, aber die Romantik war verflogen. . . . Um indes gerecht zu sein, soll gleich hinzugesetzt werden, daß die Reste von Runkelstein weder früher noch später irgend welche Erinnerungen von Pracht und Größe

erweckten. Selbst in der Zeit der romantischen Verwahrlosung verließen gar viele enttäuscht das baufällige Gemäuer. Wer vollends nicht das Maß von Einbildungskraft besaß, sich in längstvergessene Erscheinungen einzuleben oder dessen Gedanken nicht den Flug des Dichters oder begnadeten Malers besaßen, konnte auf Runkelstein nichts entdecken, was ihn inniger anzog. Um das Sichtbare und das Unsichtbare dem Verständnisse näher zu rücken, bedurfte und bedarf es mancherlei Kenntnisse, die man sich aus alten Chroniken und kulturgeschichtlichen Werken zusammentragen muß; denn von selber stellen sich derlei Dinge nicht ein. Zunächst bildet ein bereits vor mehreren Jahrzehnten erschienenes Prachtwerk, die gemeinsame Arbeit des Malers Ignaz Seelos und des Germanisten Dr. Ignaz Zingerle, den ersten und besten Studienbehelf. Auf nicht weniger als zwanzig farbigen Folioblättern findet man die sämtlichen zur Zeit des Erscheinens dieses Werkes noch vorhanden gewesenen Wandmalereien dargestellt. Dadurch wurde manche der bildlichen Schildereien gerettet, die seitdem dem Besucher von Runkelstein für immer entrückt sind. Mitte der Siebzigerjahre ist ein Teil der Wand, welche mit den Gestalten der Dichtung Gottfrieds von Straßburg geschmückt war, in die Talferschlucht abgestürzt. Ein anderer Teil der Fresken mit der Darstellung von König Artus' Tafelrunde und anderem wurde von Dr. v. Kofler aus der Mittelwand des betreffenden Gelasses herausgesägt und nach St. Anton gebracht.

Von den Wandmalereien wird noch die Rede sein. Ihr Verständnis soll ein kurzer geschichtlicher Überblick einleiten. Zu diesem Ende ist jedem, der sich im Besitze des einschlägigen Schrifttums befindet, zu empfehlen, sich ein aussichtsreiches Plätzchen auf der Burghöhe — nicht aber eines der mit neuen Butzenscheiben versehenen Fenster — auszuwählen und die geschichtlichen Überlieferungen im Rahmen einer der herrlichsten Landschaftsbilder auf sich einwirken zu lassen.

„Die Felsen starren, die Talfer braust,
Wie in Tagen, die lange verklungen,
Und als noch der Vintler in mächtiger Faust
Das Schwert mit dem Humpen geschwungen.
Als der Wolkenstein bei dem Burgherrn saß,
Das Buch von Tristan in Handen,
Und die Minnelieder, die sinnigen all
Auf düsteren Wänden entstanden.“

So singt Hermann Schmid. Aus der Zeit der Wolkensteiner müssen wir aber noch um einige Jahrhunderte zurückgehen, um das Gründungsjahr des Runkelstein ansetzen zu können. . . . Im Jahr 1237 legten zwei Brüder des Geschlechtes der Wanger — Friedrich und Beral — den Grundstein zu der Burg. Nur vierzig Jahre später lag dieselbe bereits in Trümmern. In dem Kampfe, den der streitbare Graf Meinhard von Tirol mit dem Bischof von Trient führte, unterlag der Runkelstein dem ersteren. Etwa fünfzig Jahre nachher war das Geschlecht der Wanger ausgestorben. Nun fiel die in Ruinen liegende Burg an einen Bozener Ritter, unter dessen Händen sie zu neuem Leben erwachte. Später kam die Burg durch Heirat an die Geschlechter von Villanders und von Schenna, hierauf an Niklas von Tobhan, genannt „Niklas von Runkelstein", und nach dessem Tode an die Brüder Niklas und Franz Vintler. Erst unter diesem Geschlechte gelangte der Runkelstein zu jener Bedeutung, welche ihn den Nachkommen und uns Zeitgenossen in kulturgeschichtlicher Beziehung so außerordentlich wertvoll gemacht hat. Unter Niklas von Vintler hielten die Recken und Helden, die edelsten Ritter der romantischen mittelalterlichen Sagen, die Gestalten der dichterischen Einbildungskraft eines Gottfried von Straßburg in die Runkelsteiner Burg ihren Einzug.

Eröffnet wurde dieser bildnerische Festzug von den größten Helden der heidnischen Vorzeit: Hektor, Alexander und Cäsar; es folgten Josua, David und Judas der Makkabäer; alsdann die christlichen Könige Artus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon; die edelsten Ritter: Parzival, Gawein, Jwein; die drei berühmtesten Liebespaare: Wilhelm von Österreich und Aglei, Tristan und Isolde, Wilhelm von Orleans und Amelei; die drei berühmtesten Recken mit ihren Schwertern: Ditrich von Bern mit Sachs, Siegfried mit Balmung, Ditlieb von Steier mit Welsung; die drei stärksten Riesen: Asperon, Otnit und Struthan; die drei gewaltigsten Weiber: Hilde, Vodelhart, Frau Rachin. Dazu gesellten sich die Gestalten der Dichtung „Garel im blühenden Tal", die Gestalten des „Wigalois", die das Badezimmer schmückenden Malereien und die Darstellungen im sogenannten Neidhartsaal: Ballspiel, Jagd, Turnier.

Daß diese ehrenwerte Gesellschaft zur Zeit nicht mehr vollständig versammelt ist, braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu

werden. Die Zerstörung hatte besonders in den letzten zwei Dezennien vor Beginn der Restaurierung riesige Fortschritte gemacht. Nun ist alles fragmentarisch, der Zusammenhang durch Einsturz, Verlöschen der Malerei und andere Zwischenfälle zerstört. Schwer wird es, in die verblaßten Schildereien den heiteren Sinn des Dichters der Tristansage hineinzulegen. Anders klingen die Verse, anders wirken die matten Farbenkleckse. Geistvolles Spiel in Worten, Gedanken und Gefühlen, zauberischer Redefluß, sorgenloser Lebensgenuß: wie soll das alles in den schlichten, altertümlichen Malereien lebendig werden? Wir suchen den „gedankenvollen Riwalin", von dem es heißt:

„der tete wol an im selben schîn,
dáz der minnénde muot,
reht' alse der Frîe vogel tuot,
der durch die Frîheit, die er hat,
ûf daz gelîmde zwî gestât . . ."

Aber Riwalin liegt nicht mehr in Liebesbanden — in jener seltsamen Verzückung, wie ihn eine Miniatur in der Münchener Handschrift des Tristan darstellt. Empfindsame Mütter werden vergebens Umschau halten nach dem Söhnlein Blanscheflurs, dessen sich Riwalins Marschall, Rual, annimmt. Die Jungfrau, welche Brangänes Glasgefäß sucht, in das jener verderbliche Minnetrank geschüttet wurde, durch welchen

„Ihnen war Ein Tod, Ein Leben,
Eine Lust, Ein Leid gegeben" —

erhält statt dessen ein Glas feurigen Terlaners kredenzt. Schattenhaft sind die Gestalten und schattenhaft bleibt das Leben, das sie seit Jahrhunderten verkörpern.

Der ursprüngliche Schöpfer dieser Malereien ist unbekannt geblieben. Als zu Beginn des 16. Jahrhunderts, um welche Zeit die Runkelsteiner Burg dem Erzherzog Sigismund gehörte und Georg von Frundsberg landesfürstlicher Pfleger und Burghüter war, Kaiser Maximilian I. den Runkelstein besuchte, befanden sich die Fresken in einem derartigen Zustande der Verwahrlosung, daß der Kaiser deren Restaurierung anbefahl. Sie erfolgte durch den Brixener Maler Friedrich Lebenbacher zwischen 1506 und 1508. Durch diese Übermalungen ging die ursprüngliche technische Durchführung verloren; nur die Reste der

Bilder aus der Wigaloisdichtung in der unteren Halle sowie die Darstellungen im Neidhartsaale lassen einen Rückschluß ziehen.

Über den Wert der Malereien und ihren verschiedenaltrigen Ursprung spricht sich H. Janitschek dahin aus, daß der zwiespältige Eindruck, welchen die technische (und nebenher auch die künstlerisch individuelle) Behandlungsweise mache, auch die Restaurierungsarbeiten Lebenbachers rückzuführen seien. Neben der schablonenhaften altertümlichen Typendarstellung findet man individuell durchgebildete Köpfe und eine geradezu meisterhafte Gewandbehandlung. Je einfacher die technischen Mittel der Darstellungen sind, desto weiter reichen diese selbst zurück. Die Erhöhung malerischer Wirkung weist auf Überarbeitung hin, wie beispielsweise die roten Fleischtöne in einzelnen Tristanbildern. Sie gehören zweifellos einer noch späteren Restaurierung als der von Lebenbacher bewerkstelligten an. Der Tristanzyklus ist, abweichend vom Garelzyklus, in einfacher Malerei (terra verde) durchgeführt, mit aufgesetzten weißen Lichtern. Die meisterhafte Behandlung der monochromen Technik läßt berechtigte Zweifel darüber aufkommen, ob sie dem Maler am Ende des 14. Jahrhunderts zugehört. Dasselbe gilt von der Formengebung.

Nach den Tagen der Vintler war Runkelstein nicht mehr der gefeierte Musenhof, in welchem heitere, den Nachklängen der poetischen Gestaltungen des Mittelalters lebende Gäste aus nah und fern einzogen. Allmählich wurde aus der Gaststube der Dichter und Sänger eine — Trutzburg. Die Verteidigungsgänge und Gelasse füllten sich mit Waffen und Kriegsgerät. Eine Pulverexplosion im Jahre 1520 legte einen Teil der Burg in Trümmer, wobei bereits manches, was der Nachwelt von Interesse gewesen wäre, zu Grunde ging. Wenige Jahre später war der Runkelstein bereits derart verödet und verwahrlost, daß Wind und Wetter in alle Räume Zugang fanden. Amtliche Burgverwalter wurden durch eine Reihe von Jahren nicht mehr bestellt und nun oblag die Aufsicht einem schlichten Landmanne. Dem Bistum von Trient, das ältere Rechte und die Lehenshoheit über Runkelstein geltend machte, wurde von Seite des Kaisers Ferdinand I. erst nach langem Zögern Folge gegeben. Von hier ab verblieb die Burg durch volle zwei Jahrhunderte (1538—1754) dem Geschlecht der Grafen von Liechtenstein als Lehen. Eine Zeit hindurch war auch die Kaiserin Maria Theresia Herrin auf Runkelstein. Dann

fiel die Burg als ausschließliches Besitztum an das Bistum Trient zurück, womit der Verwahrlosung Tür und Tor geöffnet wurden, bis durch die Erwerbung des berühmten Ansitzes der Vintler durch Kaiser Franz Josef dem gänzlichen Verfalle der Burg vorgebeugt wurde.

Der Runkelstein war seit des Vintlers Zeiten seines Bilderschmuckes wegen, nicht aber als Bauwerk von Interesse. Hätte die Burg nicht jenen künstlerischen Schatz besessen, sie wäre längst ein Trümmerhaufen wie so viele andere. Noch heute erkennt man in der Gesamtanlage der Burg deren Beengtheit und Unansehnlichkeit. Von Interesse sind die Bezeichnungen einiger Gelasse: das Gemach, genannt „Swietal", der „Parenzissaal", die Harnischkammer „Neidhart", die „Herzog Wilhelmkammer" und (im Sommerhaus) der „Wigaloissaal". Neidhart (Nithart), der am Hofe des Babenberger Herzogs Leopold weilte, ist uns kein Unbekannter; desgleichen nicht Herzog Wilhelm von Österreich. Der Wigaloissaal erinnert an Gawain, einen der Ritter der Tafelrunde, an die schöne Florie von Syrien und deren Sohn „Gwi von Galois" (Wigalois), dessen phantastische Abenteuer der fränkische Sänger Wirnt von Gravenberg in einem 11.708 Reimzeilen umfassenden, im übrigen herzlich langweiligen und unglaublich breiten Rittergedicht besungen hat. Ein wälscher Knappe hatte die Abenteuer des Wigalois dem Dichter mitgeteilt, und dieser machte sich daran, das Gehörte aus der Erinnerung „sie wieder zu leimen mit ganz neuen Reimen".

Soweit ist alles in Ordnung. Welche Bewandtnis aber hat es mit dem „Swietal" und dem Saale des „Parenzis"? Wir wissen nichts hierüber; keine Literaturgeschichte gibt von den Trägern dieser Namen Kunde. Die Erinnerung an sie ist verloren gegangen, wie all das hochsinnige, kunstfreudige Leben auf Runkelstein, dessen Einzelheiten uns unbekannt geblieben sind. Nur in verblaßten Gestaltungen beherrscht den sinnenden Besucher der Zauber eines kaum noch in dämmerigen Ahnungen zu belebenden Bildes. Aber auch dieses Wenige ist ein Gewinn und jeder Gast auf Runkelstein darf mit Scheffel singen:

„Noch heute freut's mich, o Runkelstein,
Daß einstmals zu guten Stunden
In der Talfer felsreiches Tal hinein
Zu dir den Weg ich gefunden". — —

Dieser Weg führt durch Bozen, wo der Wanderer, der aus dem Norden kommt und etwa auf dem Layener Ried oder auf der Trostburg verweilt hat, die weitere Anknüpfung auf seinen Gängen nach den Stätten der Frau Aventiure findet. Auf dem Johannisplatze zu Bozen steht nämlich das Standbild Walthers von der Vogelweide. Heinrich Natter, der geniale Künstler, in dessen Naturell die markige Kraft deutschen Geistes mit der Wärme der Empfindung des Südländers in glücklichster und stimmungsvollster Weise sich vereinigte, hatte seine Schöpfung dem Zauber, der von den Waltherschen Versen „Ich hört' ein Wasser tosen" ausgeht, dienstbar gemacht. Natters Werk ist ein Brunnendenkmal. Aus dem Sockel rauschen Wasserstrahlen und darüber ragt die Gestalt des Sängers in mehr als doppelter Lebensgröße, mit freiwallendem Mantel und schmucklosem Barett, das sinnende Antlitz, gleichsam dem Singsang des Bornes lauschend, durchgeistigt von einem Hauche von Schwermut. Als Zeichen des kraftvollen Geistes des ritterlichen Kämpfers trägt der Sänger das Schwert; von den übereinander gelegten Händen hängt die Fiedel herab. Schildhaltende Löwen, Schwanenreliefs, nistende Singvögel vervollständigen das Bild, welches sich die Phantasie von der Persönlichkeit des Sängers zurechtgelegt hat. Der deutsche Reichsaar, für dessen Machtfülle Walther mit aller Begeisterung eingetreten war, durfte nicht fehlen. Die am Rankenrelief des Kranzgesimses zuoberst des Sockels angebrachten Singvögel erinnern an eines der stimmungsvollsten und formvollendetsten lyrischen Lieder des Dichters, den „Preis des Frühlings und der Frauen". —

Wir haben schon in den einleitenden Zeilen hervorgehoben, daß der Mittelpunkt des minniglichen Sangeslebens der glanzvolle Hof der Babenberger war. Es war im Jahre 1198, als Walther in Wien eintraf. Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck dieses höfische Leben auf den schlichten und dürftigen Sohn der Berge gemacht haben muß. Die Pilgerfahrt nach Wien war veranlaßt durch den Ruf von der Prachtliebe, die von diesem Fürstenhofe betätigt wurde und alle deutschen Lande erfüllte. Wahrscheinlich hat Walther diese Pilgerschaft nicht allein, sondern in Gesellschaft des Ortulf von Säben gemacht. In Wien berührten sich vor den Augen des Sängers die Weltenkreise zweier Welten: der Prunk des herzoglichen Minnehofes — für Walther

zeitlebens nur eine glänzende Folie für seine tiefinnerlichen Bestrebungen — und die Vorstellung von „walt und welt“, die der Sänger aus seiner Heimat mitgebracht hatte. Alle Herrlichkeiten des Babenbergerhofes blieben ohne Einfluß auf Walthers dichterische Eigenart. Sie berührten den Kern dieses reichen Dichterlebens so wenig, als die Wechselfälle eines an Stürmen und Entbehrungen überreichen Daseins. Durch alle Kränkungen und Enttäuschungen hindurch hatte er jenes tiefe Naturgefühl bewahrt, das sein einziges aus der Heimat mitgenommenes Gut war und das seinen Dichtungen einen unnachahmlichen sinnigen Reiz verleiht. Dieses Naturgefühl war zugleich eine wirksame Schutzwehr gegen das Andrängen der höfischen Sangeskunst, die auf die Geister, welche unter ihrem Einflusse standen, schädlich einwirkte, ihre poetischen Schöpfungen zu häßlichem Reimgeklingel und inhaltloser minniglicher Faselei verflachte. In Walthers poetischen Schöpfungen findet sich nichts von den abgeschmackten Phantastereien eines Ulrich von Liechtenstein oder eines Oswald von Wolkenstein. Walther zeichnete nicht nur reine Sittlichkeit, hohe Achtung vor Treue und Ehre und eine durch kein moralisches Ungemach zu erschütternde vornehme Gesinnung aus, sondern auch eine, zwar bescheiden betonte, aber um so tiefer wurzelnde Selbstschätzung, welche ihn vor der Berührung mit allem Gemeinen und Unwürdigen fernhielt und sein Selbstgefühl zu einer mächtigen Waffe im geistigen Kampfe mit bevorzugten Rivalen und übel beratenen Fürsten ausgestaltete.

In demselben Jahre, in welchem Walther nach Wien gekommen war (1189), hatte sich etwas Außergewöhnliches zugetragen: Kaiser Barbarossa, die Verkörperung eines mächtigen, von der Blüte der Ritterschaft umgebenen „Nationalkaisers“, war auf seinem Kreuzzuge in der Residenz der Babenberger erschienen. Da ging in Walthers Seele das Bild von Deutschlands künftiger Herrlichkeit auf. Aber noch stand er im Jünglingsalter und des Lebens Freuden zogen ihn ebenso mächtig an, als die Sehnsucht nach Anerkennung, Erhöhung und Wertschätzung. Leider wurde der Wiener Musenhof zunächst verwaist, da Herzog Leopold sich dem Kreuzheere anschloß. Man kennt die herrliche Legende, an die sich der Ursprung der österreichischen Landesfarben knüpft. Bei der Erstürmung von Akkon wurde Leopolds weißer Waffenrock derart vom Blute der Feinde durchtränkt, daß nur die Stelle, welche vom Wehrgehänge bedeckt war, die ursprüngliche weiße

Farbe behielt. Das rot-weiß-rote Wappenschild wurde zur symbolischen Erinnerung an den „blutübergossenen Kämpfer von Akkon".

Drei Jahre war Leopold VI. in Palästina gewesen (bis 1194), drei Jahre nach seiner Rückkehr segnete er das Zeitliche. Gleich vom Anbeginn her, mehr noch aber während der Abwesenheit des Herzogs, hatte Walther gute Beziehungen zu den Herzogs Söhnen — Friedrich und Leopold — unterhalten. Mit dem letzteren aber kam es zu einem Zerwürfnisse, dessen Folgen für den Dichter durch fast zwei Jahrzehnte äußerst fühlbar blieben. Man kennt die Ursachen dieses Zerwürfnisses nicht; wohl aber erkennt man dessen Nachwirkungen in einer Anzahl Dichtungen Walthers. Für die nächste Zeit allerdings war der Sänger sichergestellt, denn er genoß die volle Gunst des Herzogs Friedrich, der das Erbe von Akkon in Österreich angetreten hatte, während der jüngere Bruder, Leopold, den Herzogstuhl von Steiermark bestieg. Aber nur kurz, kaum drei Jahre, währte diese glückliche Zeit, der wir die sinnigsten und schönsten lyrischen Gesänge Walthers verdanken. Schon 1196 zog Herzog Friedrich der Katholische mit dem Kreuzheer Kaiser Heinrich VI. nach dem Morgenlande, um nicht wieder heimzukehren. Im jugendlichen Alter von 24 Jahren raffte ihn der Tod am 16. April 1198 zu Ptolemaïs hinweg.

Das war für Walther — im Hinblicke auf sein Verhältnis zu Leopold, der seinen Bruder sukzedierte — ein schwerer Schlag. Seit neun Jahren hatte er am Babenberger Musenhofe geweilt, hatte Ruhm und Ansehen geerntet, nach dem Tode Reinmars den Sängerlorbeer als einzig Würdiger getragen. Die Todesnachricht aus Ptolemaïs umdüsterte Walthers Seele mit bangen Ahnungen. Wußte er doch, daß vor Herzog Leopold keine Gnade zu finden war. So dichtete er das ergreifende Abschiedslied, mit dem er dem geliebten und gefeierten Wien den Rücken kehrte. Noch einmal näherte sich der Sänger dem grollenden Fürsten. Er verglich dessen Wirken mit einer Heide, welche Blumen schmücken, benetzt von des Fürsten Milde, die wie erquickender Regen wirkt. Auf dieser Heide wolle er ein Blatt für sich erwerben, gepflückt von des Herzogs mildreicher Hand und zum Danke dessen Gunst preisen.

Es war vergebliche Liebesmühe. . . . Walther verließ sein geliebtes Wien und zog an den Hof des Königs Philipp von

Schwaben. Aber die Sehnsucht nach der Donaustadt blieb lebendig in Walthers Herzen. Als im Jahre 1203 Philipp aus Anlaß von dessen Vermählung den Sänger zum Sendboten an Herzog Leopold erwählte, nützte Walther mit Freuden die Gelegenheit aus, sich dem Babenberger wieder zu nähern. Walther wurde freundlich empfangen, doch dessen Bitte um Aufnahme in den Hofstaat lehnte der Herzog ab. Enttäuscht und der schmerzlichsten Gefühle voll verließ Walther Wien und zog auf die Wartburg, in den Kreis der um den Landgrafen Hermann von Thüringen versammelten Sänger. Später tauchte er am Hofe des Herzogs von Kärnten auf, wo es ihm schlimm genug erging. Erst im Jahre 1217 ließ sich Herzog Leopold erweichen und berief den unstäten Sänger nach Wien. Hier aber hatten sich inzwischen die Verhältnisse gewaltig geändert. Freude und Glanz waren verblaßt, die Zeiten waren ernst und trübselig. Walther mochte etwa 50 Jahre alt gewesen sein, als er 1220 in Begleitung des Herzogs nach dem Hoflager Friedrichs zu Frankfurt zog. Für den Sänger war mit dieser Reise der Abschied fürs Leben von Wien verbunden. Noch etwa zehn Jahre lebte er, fern von dem nun seines ehemaligen Glanzes beraubten Musenhofe der Babenberger auf seinem Ritterlehen zu Würzburg. —

Zu dem ersten Aufenthalte Walthers in Wien können wir eine äußerliche Dekoration anfügen, welche in die etwas trockene Chronik einiges Leben bringt. Der Babenberger Musenhof beschränkte sich nicht auf die herzogliche Burg in der Residenz. Zwei Schlösser außerhalb derselben waren es vornehmlich, die dem höfischen Minneleben geöffnet waren: die Burg Mödling und das Schloß Starhemberg im Tale von Piesting. Beide Burgen verleihen noch heute den Tälern, in welchen sie liegen, einen romantischen Reiz, der in der realen Vermittlung vergessener Dinge eine nachhaltige Wirkung ausübt. Der Wiener liebt diese anmutigen Waldhöhen und er weiß, wie lebensvoll in der schönen Jahreszeit die Dinge sich dort anlassen. Auf dieselben Waldhöhen mit ihrem blauen Duft und in die Weitung des Tales — dem parkartigen Grunde der „Brühl" — haben auch Walthers Augen geblickt und sich hiebei vielleicht die halbverwischten Zauber seines fernen Heimatlandes vergegenwärtigt.

Noch lebhafter mochte es auf der Burg Starhemberg zugegangen sein. Sie ist noch als Ruine stattlich. Eine hohe, frei-

stehende Mauer zeigt noch die Fenster der verschiedenen Stockwerke. Alle Winkel sind hier hell und luftig. Über einer mächtigen bastionartigen Aufmauerung dacht sich eine Wiese ab, von der aus sich ein prächtiger Fernblick bis in die Ebene von Wiener-Neustadt darbietet. Die Ausschau in zeitliche Fernen vermitteln die Gestaltungen, welche von der Einbildungskraft zu Leben erweckt werden: der leichtfertige Tannhäuser, der trotz aller Freigebigkeit seiner Gönner an den Bettelstab kommt, weil ihm nach eigenem Geständnisse „die Frauen und der Wein zu viel gekostet haben"; die Sänger Pfeffel und Neidhart, und der ans Groteske streifende Ulrich von Liechtenstein, der tolle Hanswurst der späteren Minnezeit, der sich hier und in Wien von seinem „Freudenschein", der Frau, welche ihn so unsäglich genarrt hatte, als unverbesserlicher Schwärmer mehr Spott als Anerkennung holen sollte. Unter Leopold VI. und Friedrich dem Katholischen war Walther ein gern gesehener Gast auf Starhemberg. Später freilich war ihm, wie wir gehört haben, auch dieser Musenhof verschlossen. Vielleicht hat der Sänger an den Ufern des „Kalten Ganges", in dessen Pappeln zur Sommerszeit das Gefieder zahlreicher Pirols goldig aufflammt, gestanden, als er das Klagelied niederschrieb:

„mir ist verspart der saelden tor —
dâ stên ich als ein weise vor,
mich hilfet niht swaz ich dar an geklopft" —

(Mir ist versperrt des Glückes Tor — als Waise steh' ich nun davor — doch hilft mir nicht mein Rufen und mein Klopfen). — —

Der Name Ulrich von Liechtenstein, der vorstehend genannt wurde, verlockt uns zu einem letzten Gange auf dieser Wanderung nach den Heimsitzen der Minnesänger innerhalb der Gemarkungen der österreichischen Stammländer. Ulrichs Heim- und Stammsitz ist die „Frauenburg" bei Unzmarkt, ungefähr eine Wegstunde von Judenburg stromauf der Mur. Auf den Schienen ist man selbstverständlich rascher dort. Es ist eine enge Talfurche mit klappernden Mühlen und blauduftigen Waldhängen, die in weiter Ferne verschwimmen. Von der Station aus sieht man vor sich auf mäßiger Anhöhe die Burg und den Weiler Frauendorf mit der Kirche, in der sich das Grabdenkmal des Minnesängers befindet. Es wurde erst 1871 entdeckt. Die Inschrift lautet:

Hie leit Vlrich dieses hofes rehtter erbe.

Im Jahre 1200 in der Frauenburg geboren, schied Ulrich als fünfundsiebzigjähriger Greis, wie sein Schwager Heinrich von Wasserberg versicherte, als „der vollkommenste Liebende, den die Welt gesehen", aus diesem Jammertale, das trotz alles Liebesdienstes für den abenteuerlichen Sänger nur wenig Rosen barg. Hier, auf der Frauenburg, lebten auch das Weib und die Kinder Ulrichs, in einer Zeit, in der er für seinen „Freudenschein" (eine verheiratete Frau) hunderte Speere verstach und in der lächerlichen Maskerade als „Frau Venus" weit und breit die österreichischen Lande durchzog.

Ein steiler Pflasterweg führt zur Ruine empor. Durch das schüttere Laub der Bäume, die am Wege stehen, erspäht man ab und zu braunes Mauerwerk. Ein Teil des Weges ist eine Holzgalerie mit Treppen, die an der Felswand hängen. An der Kirche vorüber, die auf einer aufgemauerten Bastion steht, kommt man zu etlichen Häusern, die sich an das Trümmerwerk und das Dickicht der Burg anlehnen. Wo der Sehkreis von halb mythischen Erscheinungen eingeschlossen wird, sind solche zauberverschlafene Stätten immer willkommen. Mauerbrocken im Dornengebüsch, einsame Blumen in öden Breschen, unübersteigliche Wehren von Mauerrippen und Schlinggewächs mit Durchschlupfen für Eichhörnchen und Marder: das ist ein guter Anfang. In den ärmlichen Hütten regt sich kein Leben. Melodisch flüstert der Wind am Turmkreuze der Kirche.

Alsdann geht es jenseits die Straße hinab und in der Folge an einer Kapelle vorbei, zuletzt den Wiesenhang hinan. Vor uns erhebt sich eine turmartige Masse, an der kein Eingang wahrzunehmen ist. Auch Fenster fehlen an diesem braunen Zwinger, um den die Krähen flattern. Endlich entdeckt man linker Hand ein finsteres Loch. Es gewährt Einlaß. Ein dunkler Raum mit grünen Ranken festonartig dekoriert. Ein Schutthaufen wird überklettert, der Raum erweitert sich, allenthalben fluten Lichtwellen durch klaffende Lücken im Gemäuer. Deutlich erkennt man jetzt eine Flucht Gelasse von verblüffender Beschränktheit des Raumes. In winzige Kammern führen kaminartige Aufgänge. Von ihnen und den Breschen hat eine üppige Ruinenvegetation Besitz ergriffen. Ein Gelaß, das auf den Plasterhof hinabschaut, war vielleicht die Kemenate, aus der Ulrichs Weib auf die spielenden Kinder herabsah. Jetzt wehen auf diesem verzauberten Boden Gräser und

vereinzelte Blumen in der scharfen Zugluft. Im Trakte, der ins Tal hinabschaut, ist wieder eine Reihe kammerartiger Räume. Dort fällt die Ruine in Terrassen ab und stand voreinst vielleicht ein Vorbau, den der Minnesänger bevorzugt haben mochte, angesichts der weiten Ausschau über das grüne Murtal und die dunklen Waldberge des Hintergrundes, die Seetaler Alpen.

Ulrich war sechsundfünfzig Jahre alt, als er sein erfolgloses abenteuerliches Leben aufgab und in der Kreis der Seinen zurückkehrte. In diesem Fichtentale vollendete der Sänger sein „Frauenbuch" (dem der „Frauendienst" vorangegangen war), eine bizarre Lebens- und Liebesgeschichte, wie wir von keinem anderen Minnesänger eine ähnliche besitzen. Dann lebte er noch etwa zwanzig Jahre in Frieden, in den Erinnerungen eines dreiunddreißigjährigen Minne- und Ritterlebens schwelgend. Im Alter von zwölf Jahren hatte er sich dem Frauendienst gewidmet, mit zweiundzwanzig Jahren empfing er zu Wien durch den Herzog Leopold den Ritterschlag im Beisein seines „Freudenschein", der Erwählten seines Herzens, die ihn zeitlebens zum besten gehalten hatte. Auch sonst hatte er kein Glück bei dem schönen Geschlecht. Als er die Augen schloß, waren keine weinenden Frauen zur Stelle, wie nachmals am Sarge Heinrichs von Meißen, der sich „Frauenlob" nannte und den seine Schützlinge weheklagend zu Grabe trugen. Da der Genannte lange nach dem Tode Ulrichs einmal eine Reise nach Kärnten unternommen hatte, mag ihn wohl der Weg an der Frauenburg vorübergeführt haben. Einen Besuch des Minnesitzes forderte die Pietät für den berühmten Vorgänger.

Der Besucher von heute ist allerdings anderen Sinnes. Er belächelt die Liebetollen, die das Wasser, welches man ihren „Herrinnen" über die Hände goß, als „Liebesnektar" genossen, sich die Finger abhieben, um sie der Huldin in Goldkapseln zu übersenden, Spott und Hohn in ekstasischer Zerknirschung entgegennahmen. Es war eine „himmlische Verirrung", die am Marke der Gesittung, der ehelichen Zucht und Treue, nagte. Das Gefühl des Unbehagens, solche verletzende Verhältnisse verherrlicht zu sehen, überkommt einem noch inmitten des Schuttes und Dornengerankes, in welche die Zeit das Heim des irrenden Sängers verwandelt hat.

Die Vergangenheit ist das wundersame Buch, in welchem der rückschauende Geist allerhand Wundergeschichten liest. In diesem Tale widerhallte lange vor Ulrich von Liechtenstein der Kriegs-

lärm, den die wilden Avaren hereingetragen hatten. Ein Sasse aus der Gegend des heutigen Judenburg war in jener fehdereichen Zeit gelegentlich der Feldarbeit auf ein Kleinod gestoßen — einen flammenglühenden „Karfunkel“ —, den er nachmals im Dienste Karls des Großen im Kampfe gegen die Sachsen in einer Sturmnacht an seinem Helm befestigte. Der Feind, entsetzt über die vermeintliche überirdische Erscheinung, ergriff die Flucht. Karl vernahm die Mär, beschied den Jüngling zu sich und empfing aus dessen Händen das Wunderkleinod. Der Ritterschlag war der Lohn und „Liechtenstein“ der Name des neuen Lehensherrn im Murtale. . . . Der Rahmen, innerhalb dessen sich die verfallene Frauenburg zeigt, ist sonach weit gedehnt: er liegt zwischen Rhein, Elbe und Mur. Die Kaiserstadt Aachen und das steierische Judenburg sind die Schlußstücke der Kette. Von den Pyrenäen her, aus den Schluchten von Roncesval, schallt der Donner „Olivants“, des Wunderhornes Rolands, in die norischen Täler herein. Im dämmerigen Hintergrunde zeigen sich Genelun, Paligan, Marsilie, Turpin und die übrigen Gestalten des Rolandsliedes.

So gestaltet sich dieser Ausflug nach der Stammburg Ulrichs von Liechtenstein zu einem geistigen Fluge in zeitliche Fernen, in welchen Schwerterklirren, Harfenspiel und minnigliches Flüstern ausklingen. Man hat aber die Augen offen und übersieht die Blumen nicht, die an Wegen und Steigen grüßen. Um die Gedanken ausreifen zu lassen, zieht man den einsamen Wald, wie er allenthalben diese Höhen beschattet, vor. Das sind dann Geheimnisse anderer Art, die uns die Flüsterstimmen der grünen Wipfel vermitteln. Waldfried ist ein schöner Name. Aber noch schöner ist es, in seiner Umarmung alle Plage zu vergessen, welche abseits dieser Einsamkeit die Menschen gegeneinander hetzt. . . . Alsdann kommen die rauschenden Wasser, die rieselnden Bäche mit den weißen Schaumkreisen und den dunklen Flutungen. Ahnungen von der Unwandelbarkeit solcher Zauber drängen die in des Lebens Not eingeimpften Vorstellungen von der Hinfälligkeit alles Glückes zurück.

Da sind wir wieder an der rauschenden Mur und sehen weit drüben im blauen Nebel die Frauenburg stehen. Nun ist die Romanze eine Idylle. Glockentöne verhallen im Tal, über welchem sonngerötete Wolken wie Baldachine schweben. Mit den ver-

wehenden Schallwellen öffnen sich andere sonnige Weiten, an deren Sehkreise die Märchenschlösser der Einbildungskraft stehen. Sie sind weiß wie Schnee, oder sind vielleicht nichts anderes, als die beschneiten Gipfel der norischen Alpen. Darüber schwebt ein weißer Falke und klingen die Silberharfen der Luftgeister, die das Schemenbild der Sage von Land zu Land, über Berge und Täler, Ströme und Meere begleiten. . . .

Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England.

Von **Dr. David Angyal**, Budapest.

(Fortsetzung.)

Die Nachricht vom Wiener Frieden kam früher nach Konstantinopel als Calverts Instruktionen. Roe ward auch während der Friedensverhandlungen am Laufenden erhalten und er mußte einsehen, daß Bethlen seit der Schlacht am Weißen Berge ganz allein gegen den Kaiser kämpfe, da er ja von den westlichen Mächten weder materiell, noch moralisch unterstützt wurde und die türkische Hilfe belanglos war. Trotzdem war Roe vom Abschluß des Friedens verblüfft, da er im ersten Augenblicke an ein gefahrdrohendes Bündnis Bethlens mit dem Kaiser dachte; und hoffte nun mit Hilfe der Autorität des englischen Königs Bethlen vom Rande des Verderbens retten zu können.

Roe war mit den Instruktionen Calverts nicht zufrieden. Diese hielten sich in Allgemeinheiten, deshalb verlangte er jetzt detaillierte Vorschriften, was er tun und lassen dürfe, denn man benötige nun mehr Kraft zur Erweckung des Ruhenden, als früher zur Aneiferung des Kämpfenden nötig gewesen wäre.[21])

Roe kannte aber auch die Art und Weise, wie der Ruhende zu erwecken wäre. Die Untersuchung der Friedenspunkte und der Geschichte ihrer Entstehung brachte ihn zu der Überzeugung, daß Bethlens Ehrgeiz und Kampflust nicht gebrochen, sondern nur gedämpft sei. Non animo, sed occasione victus. Bekomme er die österreichische Prinzessin nicht, sofort wäre er wieder zum Kampfe bereit. Würde also irgend eine protestantische, deutsche

[21]) Negotiations. S. 239—271.

Prinzessin seine Frau werden und er durch eine Botschaft zum Eintritt in die Union aufgefordert werden, so könnte er an der Spitze seiner leichten Reiterei eine sehr wertvolle Diversion ins Werk setzen.

Diese Gedanken teilte Roe im September 1624 nicht nur seiner Regierung mit, sondern auch Elisabeth, der Gemahlin des Winterkönigs, deren intimer Vertraute er war. Elisabeth hatte Bethlen schon früher auf Katharine von Brandenburg aufmerksam gemacht — vielleicht auch auf Anraten Roes, aber diese letzterwähnten Erörterungen Roes beschleunigten jedenfalls die Heirat. Dieselbe erwies sich zwar später für keinen Teil als glücklich, doch hatte Roe Recht, daß ohne diese Verwandtschaftsbande Bethlen schwerer für die Union zu gewinnen gewesen wäre.[22])

Im Herbst 1624 war aber die Frage dieser Heirat noch nicht entschieden und es schien, als ob die Wege Bethlens und der Union auseinander liefen. Der Fürst zeigte dem Kaiser gegenüber mannigfaches Wohlwollen. Einesteils konnte er kurze Zeit die Hoffnung hegen, die kaiserliche Verwandtschaft zu erwerben, wenn er auch gleichzeitig die brandenburgisch-schwedische Verwandtschaft im Auge behielt. Andrerseits wollte er durch die Freundschaft des Hofes in den damals beginnenden ungarisch-türkischen Friedensverhandlungen den Vermittler spielen, oder wenigstens dabei seine Interessen wahren. Überhaupt liebte es Bethlen, den Hof in Sicherheit zu wiegen und sich sowohl mit der Pforte, als mit den westlichen Mächten auf gutem Fuße zu verhalten.

Roe war diese vieldeutige Politik schon bekannt; diese Wendung überraschte ihn dennoch und er mußte seinen ganzen psychologischen Scharfsinn zusammennehmen, um diese diplomatischen Irrgänge klar überblicken zu können. Das Vorgehen des im Oktober nach Konstantinopel gekommenen siebenbürgischen Gesandten, der nur mit der deutschen Botschaft verkehrte, von der holländischen keine Notiz nahm und auch Roe nicht besuchte, gab ihm viel zu denken. Die Aussicht der kaiserlichen Heirat wirkt wahrscheinlich verlockend auf Bethlen; gegen die christliche Unterstützung ist er mißtrauisch und vor dem Sultan möchte er doch als opferfreudiger Getreuer erscheinen — dieses Bild entwarf damals Roe von der

[22]) Negotiations. S. 280 ff. — Krüner über Bethlen in „Hist. Zeitschrift". XXII. Bd.

Politik Bethlens. Wie wäre da zu helfen? frug sich Roe. Calvert wiederholte im Oktober fast wörtlich die Instruktionen vom Mai, ohne sich auf die gewünschten Details einzulassen. Auf diesem Wege war daher schwer fortzukommen. Da entschloß sich Roe, vor der Pforte den im Mai geschlossenen Wiener Frieden in verdächtigem Lichte erscheinen zu lassen. Er überredete den Kajmekam, die für die Interessen der Pforte gravaminösen Punkte nicht zu bestätigen und jede Unterhandlung mit dem Kaiser abzubrechen. Roe glaubte, daß der Sultan auf seinen Rat den Wiener Frieden wirklich annullierte und bemerkte nicht, daß Bethlen die Bestätigung desselben gar nicht wünschte. Auch das bemerkte er kaum, daß es damals unmöglich war, bezüglich der Verhandlungen von Gyarmat zwischen Bethlen und der Pforte ernste Differenzen zu stiften — und so verfiel Roe wieder in die Illusion, als ob die Pforte nach seinem Rat handelte, während diese doch nur die englische, eigentlicher die antiösterreichische Politik kennen lernen wollte, ebenso wie 1622.[23])

Die türkisch-ungarischen und türkisch-siebenbürgischen diplomatischen Verhältnisse waren für Roe viel zu fremdartig, als daß er sie mit Überlegenheit hätte beeinflussen können. Desto besser wußte er die Wirkung von Anträgen der westeuropäischen Mächte auf Bethlen abzuwägen. Er ließ seine Pläne dem englischen Hof vorlegen und Ende 1624 war Buckingham schon geneigt, John Eyre zu Bethlen zu schicken, aber er konnte den Widerstand Jakobs nicht brechen. Da empfahl Anstruther, der Kopenhagner englische Gesandte, den Paul Straßburg dem Pfalzgrafen Friedrich. Rusdorf bewog gleichzeitig den Prinzen von Wales, daß er den Grafen Thurn, der sich in Venedig aufhielt, mit den Bethlenischen Verhandlungen betraue. Und so kam Straßburg, der unter dem Titel des Bevollmächtigten der nördlichen Mächte reiste, im Sommer 1625 aus London über Venedig nach Siebenbürgen, wenn auch mit leerer Hand.[24])

---

[23]) Negotiations. S. 294—342. — Daß Bethlen die Bestätigung des Wiener Friedens nicht wünschte, siehe Gergely S. in Történelmi Tár, 1882. S. 461. Hier bittet er den Pascha von Ofen, er möge die noch ausstehende Bestätigung des Friedens als Waffe gegen die Kaiserlichen gebrauchen. Datiert Mai 1624, also vor Roes Agitation.

[24]) Rusdorf, l. c. I. Bd., S. 399—423. — Óváry, Oklevéltár Bethlen G. diplomatiai összeköttetései történetéhez. S. 186. (Urkunden zur Geschichte der diplomat. Verbindungen Bethlens.)

Als Straßburg nach Siebenbürgen kam, war Bethlen schon anderweitig davon verständigt, daß die Union und deren Verbündete mit ihm unterhandeln wollten. Die französische Regierung hatte diesbezüglich schon anfangs 1625 einen Boten an ihn gesendet, Roe ward dadurch endgültig von seiner Täuschung geheilt, als ob Bethlen am Wiener Frieden festhalte und schrieb Ende Februar einen Brief an den Fürsten, in dem er ihn zur entschiedenen Parteinahme auffordert:

„Das Reich Ew. Durchlaucht liegt zwischen zwei Felsen" — wiederholt er das von den siebenbürgischen Gesandten oft gehörte Bild — „an einem derselben kann es scheitern. Aber die Lage ist günstig. Die protestantische Union Deutschlands ist neu erstanden. Dort wird Ew. Durchlaucht jedenfalls gern gesehen; von den Glaubensgenossen ist am meisten Treue zu erwarten, mit ihnen ist mit mehr Sicherheit zu kämpfen und zu verhandeln, als in der Gesellschaft der Gegner." Auch Bethlen dachte ähnlich, aber er wollte nicht eher zu den Waffen greifen, bis die Angelegenheit des Friedens von Gyarmat und die seiner zweiten Heirat geordnet sei, und befließ sich einstweilen — nach seinen eigenen Worten — der Grundlegung eines sicheren Fundaments. Sigismund Mikes war an der Pforte damit betraut, daß er die Aufnahme Bethlens, oder eigentlicher die Aufnahme Siebenbürgens und der zu Siebenbürgen gehörigen Komitate in den Frieden von Gyarmat sicherstelle. Roe witterte dahinter Unheil, deshalb wollte er durch den oben erwähnten Brief, den auch die Gesandten Hollands, Venedigs und Frankreichs gutheißen, Bethlen zu bestimmten Erklärungen zwingen.

Bethlen übergab die Antwort den im März nach Konstantinopel geschickten Johann Gáspár und Franz Bornemisza.

Gáspár besuchte nach der Audienz beim Sultan auch Roe. Er erklärte, Bethlen sei geneigt, zu den Waffen zu greifen für die Sache der Union und der Rückeroberung der Pfalz, aber nur, wenn er energischer unterstützt werde, als 1623. Roe antwortete, man habe seinen König vier Jahre mit Verhandlungen hingehalten, jetzt aber sei er entschlossen, seinem Rechte mit Waffen in der Hand Geltung zu verschaffen. Der siebenbürgische Gesandte wollte sogleich den Vertrag schließen, wozu er die Vollmacht besaß, aber Roe mußte sich mit Ausflüchten behelfen, da er bisher umsonst die Autorisation zur Schließung eines Vertrages verlangte.

Gáspár war in dieser Hinsicht leicht zu beruhigen, nur zwei Dinge wollte er durch Vermittlung Roes und seiner Gesandtschaftsgenossen von der Pforte erlangen. Erstens einen Befehl zur Auflösung der Friedensverhandlungen von Gyarmat, zweitens eine schriftliche Erlaubnis für Bethlen, auf Grund dessen er mit den westlichen Mächten Bündnisse eingehen könne. Die erste Forderung ließ er bald fallen, als er sah, daß der Frieden nicht zu vereiteln sei, hingegen legte er der zweiten Wichtigkeit bei. Bethlen benötige die schriftliche Erlaubnis gegenüber eventuelle Anklagen oder Verdächtigungen der Pforte; andrerseits war die Verschaffung des Schriftstückes zugleich eine Probe, wie weit die Mächte bereit seien mit ihm sich zu verbinden.

Roe konnte den Zweck dieser schriftlichen Erlaubnis nicht erkennen. Damals fühlte er schon, daß in diesen türkisch-ungarischen Dingen etwas sei, was er nur schwer durchschauen konnte. „Diese Leute sind wie die Sterne" — schreibt er einmal — „ich untersuche sie wie der Astrologe, ohne ihren Einfluß feststellen zu können." Eben deshalb nahm er den Auftrag an, als er ihn noch nicht für nötig hielt, und ereiferte sich für ihn immer lebhafter, je stärker er davon überzeugt wurde, daß Bethlen wirklich handeln wolle.[25])

Übrigens war die Erwirkung des Schriftstückes nur eine Geldfrage. Balásházy verlangte von Roe 1000 Taler für den Czausz Zulfikar und für andere Türken; als dies zu viel schien, begnügte sich der siebenbürgische Gesandte mit 500 Talern, die der französische, holländische, englische und venezianische Gesandte in vier gleichen Teilen erlegten. Roe war im Feilschen der nachgiebigste und hatte auch seinen Teil am frühesten erlegt, wofür ihm Balásházy schrieb, er habe seine Genossen alle besiegt. Am 27. August war die Erlaubnis des Sultans fertig, und sie wurde auf Bethlens Verlangen und Intervention der Gesandten mit dem Datum vom März versehen, damit es nicht so erscheine, als habe der Fürst sie erst nach dem Frieden von Gyarmat (1625) urgiert.[26])

Damals hatte Roe schon die Bedingungen erfahren, unter denen Bethlen geneigt war, mit seinen Verbündeten zu verhandeln. Diese

---

[25]) Negotiations. S. 350 ff. — Bethlens Briefe an Roe vom 20. und 30. März 1625 (Public Record Office). — Óváry, l. c. S. 548, 563.

[26]) Negotiations. S. 420 ff. — Óváry, l. c. S. 593, 604. — Briefwechsel der holländischen und siebenbürgischen Gesandten vom 19. bis 29. August 1625 (Public Record Office, Turkey).

Bedingungen waren in erster Reihe der französischen Regierung mitgeteilt worden, als jedoch Gáspár und Bornemisza das aufrichtige Wohlwollen Roes sahen, teilten sie sie auch ihm mit. Der erste Punkt sprach den Wunsch des Fürsten aus, in die Union eintreten zu wollen, sowie, daß die Mächte ohne sein Wissen keinen Frieden schließen mögen. Roe billigte diese Punkte und hoffte, daß hierdurch zwischen Bethlens Unternehmungen und den protestantischen Bewegungen eine beständige Verbindung entstehen werde.

Zweitens verlangte Bethlen, daß die Verbündeten unter Führung des Grafen Thurn zwanzigtausend Mann nach Böhmen oder Schlesien schicken. Diese Zahl hielt Roe für zu groß, denn — sagte er zum Gesandten — wer eine solche Diversion organisieren könne, der benötige Bethlens Hilfe nicht. Auch der dritte Punkt, in dem Bethlen ungefähr 500.000 Taler forderte, schien Roe zu übertrieben, denn dafür könnten die Verbündeten ein größeres Heer, als das Bethlens, ins Feld schicken.

Trotz alledem empfahl Roe seiner Regierung, mit Bethlen Unterhandlungen zu pflegen und riet auch dem Fürsten, sich direkt an die Höfe der Verbündeten zu wenden. Der Pfalzgraf empfahl Bethlen dasselbe und hob besonders hervor, wie notwendig die Botschaft an den englischen Hof sei.[27])

Das eine verdroß Roe sehr, daß wegen der größeren Regsamkeit der französischen Regierung sein französischer Gesandtschaftskollege an den Beratungen mit Bethlen größeren Anteil nahm, als er. Nichtsdestoweniger konnte er Bethlen manche Dienste erweisen. Als der Kaiser die Tochter des Herzogs Nevers dem Bethlen antrug, und dieser bei den Konstantinopler Gesandten Erkundigungen einzog, antwortete Roe dem siebenbürgischen Gesandten, daß diese Heirat die Macht des Fürsten Bethlen in keiner Weise fördern, ihn hingegen bei der Pforte verdächtig machen würde, da Nevers, als Begründer des Ritterordens: Militia Christiana und als Sprosse des letzten griechischen Kaisers ein großer Feind des türkischen Reiches sei.

Bethlen schenkte Roe auch vollen Glauben, nur staunte er, daß dieser ihm auf die im Mai 1625 mitgeteilten Punkte bis Ende des Jahres keine Antwort gab. Damals verständigte er ihn, daß er gegen den Willen seines Bruders und des Kaisers den Revers, betreffs der Heirat mit Katharine von Brandenburg unterfertigt

[27]) Negotiations. S. 401—453. — Gindely, Okmánytár. S. 410.

und Matthias Quadt zu den verbündeten Fürsten gesendet habe. Denn auf den Frühling 1626 bereite er sich zum Kriege vor und erwarte also auch von Roe, daß er dazu alles Nötige besorgen werde.[28])

Jetzt war also vieles davon abhängig, wie der englische Hof die Quadtschen Anträge aufnehmen werde. Nach dem Tode Jakobs I. hatte sich in der englischen Politik manches geändert, nur das Mißtrauen der Regierung gegen Bethlen nicht. Im Oktober 1625 sagte Conway zu Rusdorf, Bethlen habe gar nichts fürs allgemeine Wohl getan und immer nur für sein eigenes Interesse gekämpft. Karl I. äußerte sich ebenfalls dahin, daß Bethlen schlau und unbeständig sei, aber wie politische Beständigkeit ausschaue, dafür sollten die englischen Staatsmänner bald selbst ein Beispiel geben.

Als Quadt nach Haag kam, wo Dänemark, Holland und England im Dezember 1625 ein Bündnis geschlossen hatten, nahmen die dänischen Gesandten für die Aufnahme Bethlens in den Bund Stellung. Doch Holland und England wollten den monatlichen Unterstützungsbeitrag von 40.000 Reichstalern nicht zahlen. Conway schrieb an Roe, der englische König unterstütze den Grafen Mansfeld und den dänischen König, benötige auch viel zur Ausrüstung seiner Flotte und könne deshalb für Bethlen nichts leisten. Im Haager Vertrag wurde Bethlen also bloß erwähnt, mit der Bemerkung, er möge behufs des Anschlusses von dem Vertrage verständigt werden. Und Quadt versprach man die gewünschte Geldforderung, sobald Bethlen den Krieg beginne. Dies war das Resultat von Quadts erster Reise.

Rusdorf machte im März 1626 in London den Vorschlag, englische Kaufleute mögen bei der venezianischen Bank 20.000 Pfund deponieren, welche Bethlen beheben könne, sobald er den Angriff begonnen; man könne dazu einen Teil des Unterstützungsbeitrages für den dänischen König benützen, denn Bethlens Diversion wäre jedenfalls bedeutungsvoller, als irgendwelch anderes Unternehmen. Conway wies noch immer auf die leere Staatskasse hin; aber derselbe Conway, der Bethlens Aufrichtigkeit so scharf verurteilen konnte, hielt es für notwendig, den erschlaffenden Roe aufzumuntern, er möge in der Aneiferung des Siebenbürger Fürsten nur fortfahren.[29])

---

[28]) Negotiations. S. 453—479.

[29]) Rusdorf, l. c. I. Bd., S. 633—688 und 731. — Negotiations. S. 492 ff.

Bethlen sandte im April 1626 Matthias Quadt nochmals zu den Verbündeten und ließ zugleich Roe durch Bornemisza mitteilen, er lasse von der geforderten Summe jährliche 80.000 Taler nach, da der französische König ein Viertel der monatlichen 40.000 Taler zu bezahlen übernommen habe. Roe empfahl seiner Regierung die Annahme der jährlich 100.000 Taler betragenden Verpflichtung sehr warm. „Wenn Se. Majestät" — so schreibt er — „dem dänischen König und Mansfeld monatlich 50.000 Pfund zahle, wieviel eher könne er Bethlen für dieselbe Zeit 2000 Pfund beisteuern zu einem solchen Angriffe, der unter Führung des mächtigen und tapferen Fürsten viel wirkungsvoller sein werde, als das Unternehmen des erwähnten Feldherrn!" Doch Karl I. hatte zu Mansfeld mehr Vertrauen, als zu Bethlen und wollte — nach Rusdorf — durch die ostentative Parteinahme für Mansfeld die ungünstige Kritik des englischen Parlaments über den Grafen zum Schweigen bringen.[30])

Roe war für die Unterstützung Bethlens so eingenommen, daß er an einer über die Türkei geführten englisch-siebenbürgischen Handelsverbindung dachte, um aus dem Gewinste einen Teil der Subsidien aufbringen zu können.[31])

Dies war nur ein frommer Wunsch — praktisch mußte Roe sich betätigen, als Toldalagi am 3. Juli 1626 nach Konstantinopel kam, um dort mehrere Wünsche Bethlens zu vertreten, ohne deren Erfüllung seitens der Pforte er den dritten Angriff nicht unternehmen könne. Der französische Gesandte benahm sich damals schon gleichgültig, der venezianische wollte die Sache auch nicht in die Hand nehmen, nur Roe unterstützte die siebenbürgischen Forderungen, trotzdem dies keine leichte Sache war. Der Kajmekam Gyurcsi Mehemet, der große Gönner Bethlens, war das Opfer einer militärischen Revolution geworden, und der neue Kajmekam wollte wegen des persischen Krieges die Wirren des Reiches nicht vermehren. Roe suchte die wichtigste der Forderungen heraus, nämlich, daß der Pascha von Ofen zur Unterstützung Bethlens befehligt werde, und veranlaßte im Vereine mit seinen Kollegen Recsep Pasa zur Abfassung dieses Befehls. Nach der Entfernung dieses letzten Hindernisses athmete Roe erleichtert auf und als

---

30) Negotiations. S. 510 ff. — Rusdorf, l. c. I. Bd., S. 677 ff.

31) Óváry, l. c. S. 630.

er im August von den Siebenbürgern vernahm, daß Bethlen den Rubicon überschritten, nannte er den Fürsten einen anderen Caesar und wünschte ihm so viel Glück, als der römische Feldherr hatte.[32])

Bethlen hatte wirklich den Rubicon überschritten, trotzdem er von Quadts Reise keine befriedigenden Nachrichten erhielt. Das von den Verbündeten geforderte Geld konnte er nicht erwarten. Einstweilen war ihm wichtiger, daß Mansfeld, den er einen Feldherrn des englischen Königs nannte, sich durch Schlesien mit ihm zu vereinigen suchte.

Am 22. August langte Quadt in Haag an, wo er die Gesandten Englands und der Verbündeten zu treffen hoffte. Als dies nicht der Fall war, machte er sich auf den Weg an den Hof Karls I. Rusdorf hatte ihn angemeldet und Conway versprach ihm freundliche Aufnahme, mit der Bemerkung, daß er Geld für ihn nicht herbeischaffen könne und Buckingham, der es in Haag versprochen, könne keins machen. Anfangs Oktober kam Quadt auf einem holländischen Kriegsschiffe nach England. Am 4. Oktober empfing Karl den Londoner dänischen Gesandten, der das Bündnis mit Bethlen sehr empfahl; auch Christian IV. habe schon für Bethlen 30.000 Taler als dreimonatliche Rate seiner Verpflichtung angewiesen. Karl wollte nun hinter seinen Verbündeten nicht zurückstehen; es wurde eine Kommission zur Erledigung dieser Angelegenheit eingesetzt und am 6. Oktober empfing der König Quadt entblößten Hauptes, da er sich fürchtete, daß widrigenfalls auch Quadt sich bedecken wird. Quadt meldete den Beitritt seines Herrn zum Bündnis an unter den bekannten Bedingungen. Mit dem Einrücken Mansfelds nach Ungarn sei der eine Punkt erledigt; betreffs des Geldes wolle er nicht entscheiden, wie die Verbündeten die monatlichen 40.000 Taler unter sich verteilen; jedenfalls möge der englische König bis März 1627 12 oder 15.000 Pfund erlegen und dies dann verrechnen.[33])

---

[32]) Negotiations. S. 522—541, dessen Berichte auch der venetianische Gesandte bestätigt. — Óváry, l. c. S. 633 ff. — Siehe noch Török-magyarkori Államokmánytár (Ungar. Urkunden aus der Türkenzeit). I. Bd., S. 441.

[33]) Óváry, l. c. S. 795 ff. — Rusdorf, l. c. I. Bd., S. 734—788. II. Bd., S. 252. — Szilágyi, Adalékok Bethlen G. szövetkezései történetéhez (Beiträge zur Geschichte der Bündnisse Bethlens). S. 80. — Negotiations. S. 553—580. — Buckingham an Bethlen und Quadt an Roe, vom 6. Mai 1627 (Public Record Office).

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Quadt war ungeduldig und wußte Bethlen nichts zu berichten. Endlich, am 10. Dezember unterschrieb Karl I. den Vertrag, in dem er Bethlen als Mitglied des Haager Bündnisses anerkennt, und bis Mai 1627 in Konstantinopel 10.000 Pfund zu hinterlegen verspricht. Quadt reiste sofort ab, mit freundlichen, ermunternden Briefen für Bethlen versehen, an dessen Hof Conway sogar eine ständige Botschaft zu halten versprach.

Doch damals war der 1626er Friede von Preßburg schon geschlossen. Der plötzliche Abschluß dieses dritten Angriffes hatte verschiedene Gründe, von denen die Unsicherheit der Unterstützung seitens der christlichen Mächte nicht der letzte war. Mit den unbezahlten und abgematteten Scharen Mansfelds konnte Bethlen nicht viel anfangen, und Geld hatte er während des ganzen Feldzuges von den Verbündeten nicht erhalten; erst nach dessen Beendigung erhob er die 30.000 Taler des dänischen Königs.

Nach dem Frieden von Preßburg wünschte Bethlen in seinen Verbündeten noch immer die Hoffnung auf seine spätere Verwendbarkeit aufrechtzuerhalten. Er wollte dadurch die Auszahlung der versprochenen Summen erreichen und die Verbindungen für die Zukunft sicherstellen.

Als Bethlen den Feldzug begonnen hatte, war Thomas Borsos mit mehreren wichtigen Aufträgen nach Konstantinopel gekommen, zu deren Vermittlung er in erster Reihe an Roe angewiesen worden war. Roe war diesem Wunsche freudig nachgekommen; er unterstützte Bethlen in der Frage der Bestätigung Katharinas von Brandenburg, weiters in der Erwirkung des Befehls, daß der Pascha von Ofen auch nach St. Demetriustag im Felde bleiben solle, ja sogar in der Bitte, die Pforte möge die Unterhandlungen Bethlen und dem Ofner Pascha anvertrauen, im Falle die Deutschen den Frieden wünschten.

Diese Bitte hätte Roe stutzig machen können; doch wurde ihm die Sache wahrscheinlich so dargestellt, als wenn Bethlen dadurch den türkisch-deutschen Friedensschluß vereiteln wolle. Von diesem Bestreben war jedoch Bethlen weit entfernt. Er wollte schon am Anfange der kriegerischen Unternehmung auf die Zeit der Unterhandlungen für sich jene Vermittlerrolle sichern, deren Erlangung der hauptsächliche Inhalt aller seiner Bestrebungen war. Und

Roe förderte jetzt dieses Streben in der Hoffnung, damit ein Hindernis der weiteren Kriegsführung weggeräumt zu haben.

Noch Ende 1626 glaubte Roe, der Frieden zu Preßburg sei nur ein Waffenstillstand, dem im Frühjahr ein neuer Angriff folgen werde. Es tat ihm sehr leid, daß er aus London noch keine Instruktionen zur Erfüllung der Bethlenschen Geldforderungen erhalten hatte; denn die Aneiferung Bethlens galt ihm jetzt für desto wichtiger, als die Türkei nach ihrer Bagdader Niederlage des Friedens bedurfte und hierdurch die Fortsetzung des Krieges allein von Bethlen abhing.[34])

Auch ein anderer englischer Diplomat glaubte damals an Bethlens Kampflust. Isak Wake, der venezianische Gesandte, wollte von der Republik im November 1626 für Bethlen Geldunterstützung erwirken. Als Mansfeld auf dem Wege von Ungarn nach Venedig in Bosnien starb, erwirkte Wake in Venedig, daß man Bethlen die 1000 Dukaten auszahle, die sich Mansfeld vom Fürsten ausgeliehen hatte. Vom Begleiter Mansfelds, vom General Peblitz, erfuhr Wake, daß Bethlen im April 1627 die Preßburger Abmachungen ratifizieren werde, wenn Quadt nach Hause gekommen sein wird. Wake schrieb daher an Bethlen, damit bis Juni zu warten, bis der englische König in Konstantinopel seinen versprochenen Unterstützungsbeitrag erlegt haben werde. Und auf Grund von Wakes Berichten wies Conway Roe an, Bethlen mit der Hoffnung auf Erfüllung der Versprechungen auch weiter zu ermutigen.[35])

Wakes Vertrauen beruhte besonders auf der guten Meinung des dänischen Königs. Bethlen hatte nämlich im Lager zu Bars mit Mitzlaff, dem dänischen Kriegskommissär, der Mansfelds Truppen begleitete, ein Übereinkommen geschlossen, laut welchem er unter gewissen Bedingungen wieder zu den Waffen greife. Christian IV. vertraute deshalb auf Bethlen.

Roe hingegen hatte deshalb eine Zeitlang zu Bethlen Vertrauen, weil er nicht glaubte, daß Bethlen den königlichen Titel vergessen könne. „Wenn der Fürst von Siebenbürgen jemanden überlisten wolle — sagte er einmal — so wäre dies sicherlich sein alter Feind und nicht wir.“ Außerdem hatte sich auch die Pforte anfangs 1627

---

[34]) Negotiations. S. 515—595.

[35]) Negotiations. S. 575, 593, 606, 621.

gleichsam mit Bethlen verbunden, um Roe in seiner Hoffnung der Fortsetzung des Krieges zu bestärken, und die Kampflust der verbündeten protestantischen Mächte anzufachen. Paul Kereszteſi und Thomas Borsos, die in Konstantinopel weilenden Siebenbürger, leugneten beharrlich, daß Bethlen einen Frieden geschlossen habe. Endlich verschaffte sich Roe die Preßburger Friedensartikel. Als er dieselben Borsos vorlas, kam dieser in große Verlegenheit, doch leugnete er beharrlich. Roe aber zweifelte nun nicht mehr an der Tatsache des Friedensbündnisses, nur hoffte er, Bethlen werde damit so verfahren, wie mit dem 1624er Wiener Frieden. „Ich verstehe Bethlen jetzt nicht mehr, der Schlüssel zur Geheimschrift seiner Absichten liegt in seiner Brust vergraben" — schrieb Roe.

Ende April kehrte Quadt aus England zurück. Aus seinen Berichten entnahm Bethlen die Überzeugung, daß die englische Regierung ebensowenig die versprochene Summe bezahlen werde, wie die übrigen Verbündeten. Dieser Mangel an Opferwilligkeit, die Friedenssehnsucht des Türken nach der Bagdader Niederlage, ferner die zunehmende Macht des Kaisers, bewogen Bethlen, mit gewohnter Kunst sowohl dem Kaiser, als dem Sultan seine Freundschaft zu empfehlen, ohne einstweilen zu neuem Angriff zu rüsten. Außerdem hoffte er von den Konstantinopler Gesandten noch Geld zu erhalten. Dies war der Schlüssel jener Geheimschrift, welche Roe nicht entziffern konnte.

Inzwischen war der Juni herangekommen, in welchem Monat nach dem Versprechen Roes und Wakes das Geld ausbezahlt werden sollte. Sigmund Mikes, der außerordentliche Gesandte Bethlens, verlangte von Roe und Kornelius Haga 120.000 Taler für den vorjährigen Rückstand und die Sicherstellung der monatlichen 40.000 Taler. Nur unter diesen Bedingungen bliebe der Fürst auch weiter dem Bündnisse treu und erfülle die übernommene Verpflichtung. Als Roe ihm wegen Bethlens Vorgehen Vorwürfe machte, antwortete Mikes, daß Mitzlaff in den Abschluß des Preßburger Friedens eingewilligt habe, so daß der Fürst eigentlich mit Wissen der Verbündeten die Waffen niederlegte. Als diese Reflexionen nichts nützten, versprach Mikes, daß Bethlen mit seinen Hoftruppen nach Kassa (Kaschau) gehen werde, und mit 15.000 Ungarn die Reste des Mansfelder schlesischen Heeres verstärken werde. Werden dann die Verbündeten die 40.000 Taler erlegen? Darauf gab Roe sein Wort, das Geld werde einen Monat nach Bethlens Auszug

dem Fürsten übergeben werden. Das Versprechen war in gutem Glauben gegeben, ohne daß Roe damals gewußt hätte, wie er es erfüllen werde.[36])

Aus diesem Heereszuge Bethlens wurde nichts. Borsos erkühnte sich sogar, auf Grund falscher Nachrichten, die vom schlesischen Heere kamen, Roe an sein Versprechen zu ermahnen. Roe konnte freilich den Gerüchten keinen Glauben schenken, hingegen bat er Ende Oktober Bethlen, er möge zum schlesischen Heere stoßen.

Eben damals kam Kornis mit einer Pferde- und Ochsenladung Bethlens nach Venedig. Wake, dem die Briefe Roes damals schon aus seiner Vertrauensseligkeit erweckt hatten, frug Kornis, warum Bethlen die vielen Tausend Taler, die in Venedig liegen, nicht behebe; ob sie vielleicht nach England zurückgesendet werden sollten! Kornis bat freilich, dies zu unterlassen, worauf Wake äußerte, er würde die Summe sofort übergeben, sobald Bethlen seinen guten alten Namen zurückerobern und ihn von jedem Flecken rein waschen werde.[37])

Nach Abschluß des Szönyer Friedens (1627), als Christian Wilhelm, der Magdeburger Administrator von seiner Reise nach Siebenbürgen mit der Überzeugung heimkehrte, daß das schlesische Heer wegen des Geizes Bethlens auseinandergegangen sei, wendeten sich Roe und Wake heftig gegen Bethlen. Sie erklärten Bethlen für den unverlässigsten Menschen der Erde und waren bestrebt, ihn vor der europäischen öffentlichen Meinung anzuschwärzen. Es scheint, daß das ungünstige Urteil der Zeitgenossen über Bethlen, dessen Spuren noch heute in den Urteilen fremder Geschichtsschreiber sichtbar sind, in der zweiten Hälfte 1627 eine so einseitige Färbung angenommen hatte.

Roe faßte seine Anklagen in einem scharf zugespitzten Schreiben an Bethlen zusammen, worauf dieser antwortete und eine Widerlegung Roes herausforderte. Um drei Punkte drehte sich der Streit. Nach Roe hätte Bethlen ohne Wissen der Verbündeten keinen Frieden schließen dürfen, seine Geldforderung war nach dem Friedensschluß unberechtigt, und endlich hätte er laut des Erlaubnisbriefes der

---

[36]) Negotiations. S. 624—653. — Óváry, l. c. S. 704 ff. — Die Briefe von Paul Keresztesi, Borsos, Mikes an Roe in der ersten Hälfte 1627, und Quadts Brief an Roe vom 6. Mai 1627 (Public Record Office).

[37]) Borsos an Roe und dessen Antwort; Roe an Bethlen (Public Record Office). — Negotiations. S. 694.

Pforte den Krieg fortsetzen müssen. Bethlen verteidigte sich damit, daß die Verbündeten ihn im Stich gelassen haben und daß Mansfelds Truppen unbrauchbar gewesen waren. Quadt war zu lange aufgehalten worden und aus Konstantinopel habe er umsonst Geld erwartet. Er habe Recht gehabt, nach dem Friedensschlusse Geld zu verlangen, denn derselbe war nicht endgültig und sei nur auf Wunsch der Türken geschlossen worden.

Zweifellos mußte Bethlen den Frieden schließen, nicht bloß der Türken halber, sondern weil das Haager Bündnis wenig Wert für ihn hatte. Bethlen konnte das schlesische Heer nicht unterstützen, ohne mit dem Kaiser in Konflikt zu geraten, was seine Politik vom Jahre 1627 gänzlich verdorben hätte. Wohl hätte er den schlesischen Truppen gegenüber mehr Großmut zeigen können, auch das Vorgehen seiner Gesandten in Venedig und Konstantinopel, als sie die Subsidien expressen wollten, war wenig erbaulich; doch war denn das Gewissen der Verbündeten gegenüber Bethlen ganz rein? Versprachen sie ihm nicht in Haag und London große Summen, obzwar sie wußten, daß sie nichts oder nur sehr wenig zahlen können?

Den Inhalt des ganzen Streites können wir so zusammenfassen. Die Verbündeten wollten Bethlen mit wenig Opfern zu großen Vorteilen ausnützen und ärgerten sich, daß Bethlen die Verbündeten zu seinem eigenen Vorteile ausnützte. Übrigens bekannte Roe später, sie hätten Bethlen besser gebrauchen können, wenn sie ihn zur rechten Zeit unterstützt hätten.

Roe war also Ende 1627 sehr aufgebracht gegen Bethlen. Er hoffte, der Fürst werde gegen die Ratifizierung des Szönyer Friedens bei der Pforte Stimmung machen. Doch infolge der Siege der Kaiserlichen in Deutschland und infolge des französisch-englischen Krieges getraute sich Bethlen diese Rolle nicht zu und Roe war daher überzeugt, daß Bethlen mit dem Kaiser eine Vereinbarung getroffen habe. Dieser Verdacht wurde durch den Verrat Martin Szombathelyis genährt, sowie durch die Mißverständnisse in der walachischen und moldauischen Angelegenheit, durch welche das Verhältnis Bethlens und des Kajmekams ein sehr gespanntes wurde. Roe dachte an Rache und reizte den Kajmekam gegen Bethlen, so daß wir die Botschaft Juszuf Agas, die den Fürsten so sehr beleidigte, teilweise auf die Einflüsterungen Roes zurückführen müssen.

Bald bereute Roe diese unvernünftige Politik, die aus Mißstimmung und Mißverständnissen entstanden war. Schon Mitte März 1628, als er einsah, daß Bethlen an einen Bruch mit der Pforte nicht denke, spricht er wieder mit Ehrerbietung von Bethlen, und als er im Juni des Jahres 1628 Konstantinopel verläßt, empfahl er seinem Nachfolger die Unterstützung Bethlens.[38])

Noch in Konstantinopel teilte Toldalagi dem Roe mit, daß Bethlen mit den Protestanten ein neues Bündnis zu schließen geneigt wäre. Dies war ein ernst gemeinter Plan, mit dem sich der Fürst besonders seitdem trug, seit die Einmischung Gustav Adolfs in den deutschen Krieg zu erwarten war. Nach Beendigung des französisch-englischen Konfliktes sollte sich Gustav Adolf an die Spitze der Protestanten stellen; auch er (Bethlen) würde zu den Waffen greifen und sich die monatlichen 40.000 Taler sichern. Als Roe 1629 nach Haag kam, empfahl er diesen Plan den Holländern und dem Prinzen von Oranien, und erhielt in Haag die Antwort, daß man sich nicht zurückziehen werde, wenn das Bündnis zustande kommt; aber bezüglich des englischen Königs äußerte sich schon Rusdorf in dem Haag recht skeptisch.[39])

Nach einigen Schwankungen kehrte also Roe mit derselben Meinung über Bethlen nach Hause, mit der er seine 1625er und 1627er Botschaftsberichte abgefaßt hatte. Er anerkannte, daß er das Schiffchen seines kleinen Landes mit großer Kunst zwischen den beiderseitig drohenden Abgründen heil hindurchsteuere, und daß die Protestanten, bei tüchtiger Beihilfe, in ihm einen ähnlichen Beschützer und Förderer hätten, wie in Gustav Adolf.

Roes Nachfolger, Peter Wiche, war damit betraut, in Bethlens Angelegenheiten dem Rate Roes zu folgen.[40]) Wiche hatte noch gemeinsam mit Roe (Mai 1628) die Anträge Toldalagis angehört und gesehen, daß der Fürst sich gern den Protestanten anschließen würde. Er bemerkte auch, daß Bethlen in England kein großes

---

[38]) Negotiations. S. 681—819. — Óváry, l. c. S. 717 ff.; Roes und Bethlens Briefe von November 1627 bis März 1628 (Public Record Office). — Török-magyarkori Államokmánytár (Ungar. Urkunden aus der Türkenzeit). II. Bd., S. 1—69.

[39]) Rusdorf, l. c. II. Bd., S. 674 ff. — Gardiner, Roe Letters Relating to his Mission to Gustavus Adolf. 1876.

[40]) Seine Instruktion vom 18. November 1627. — Harlayana (British Museum).

Vertrauen setze und sich ganz auf die Pforte stütze, wie es damals wirklich der Fall war. Er hatte sich über England geäußert: das Land sei volkreich und wohlhabend, doch seine Politik sei schlecht; gegen die spanische und die kaiserliche Macht tue die Regierung sehr wenig und führe zu sehr ungelegener Zeit mit Frankreich Krieg.[41])

Nach der Befreiung Stralsunds erwachten Bethlens Hoffnungen wieder und steigerten sich nach dem 1629er französisch-englischen Frieden. Damals begann er eine weitverzweigte Tätigkeit behufs Erlangung des polnischen Throns und Zurückdrängung der österreichischen Macht. Seine Gesandten, Roussel und Talleyrand, gingen im März des Jahres 1629 nach Konstantinopel, um die Verwirklichung des Planes in Angriff zu nehmen. Wiche empfing sie freudig und unterstützte bereitwilligst ihre Vorschläge. Auch der Patriarch Cyrill sollte an der Bewegung teilnehmen und die Kosaken für den Plan gewinnen. Von Wiche verlangten die beiden Gesandten noch Empfehlungen an den Großfürsten von Moskau und an den König von Schweden — wozu Wiche aber keine Ermächtigung hatte. Die Empfehlungen wurden übrigens dadurch überflüssig, daß Karl I. im Juni 1629 dem zu Gustav Adolf gesandten Roe den Auftrag gab, für ein Bündnis zwischen dem Schwedenkönig und Bethlen zu wirken. Roe mußte es bedauern, daß der Tod Bethlens diese großen Hoffnungen zerstörte.[42])

IV.

Zeitalter der beiden Rákóczis und Apaffys.

Als Bethlen starb, hoffte Wiche, die Regierung Katharinas von Brandenburg werde die Traditionen des großen Fürsten treu bewahren. In dieser Meinung empfing er im Mai 1630 Toldalagi sehr freundlich und versprach, auch infolge der Aufforderung des Brandenburger Kurfürsten, die Regierung der Fürstin zu unterstützen. Wiche war in die Streitigkeiten der siebenbürgischen Parteien um Bethlens Erbe nicht genügend eingeweiht und glaubte deshalb dem europäischen Protestantismus einen Dienst zu erweisen, als er in Gesellschaft des holländischen Gesandten bei der Pforte für die

---

[41]) Wiches Berichte, April bis August 1628 (Public Record Office). — Szilágyi in Történelmi Tár 1889. S. 226.

[42]) Wiches Berichte aus 1629 (Public Record Office). — Szilágyi in Történelmi Tár 1882. S. 273. — Gardiner, l. c.

Befestigung der Herrschaft Katharinas eintrat. Toldalagi sprach ihm auch den Dank der Fürstin für seine erfolgreichen Schritte aus.[1])

In einigen Monaten war die Herrschaft Katharinas in den Parteikämpfen untergegangen. Im Oktober 1630 glaubte Stephan Bethlen noch daran, den Thron seines Bruders erwerben zu können, und schrieb deshalb an Wiche, er möge beim Kajmekam und den Wesiren ihn gegenüber Georg Rákóczi unterstützen. Dieser wolle nämlich Siebenbürgen zu einer Provinz des Kaisers machen, während er den Spuren seines Bruders folgen wolle.

Ähnlich dachte auch die Pforte von den beiden Kandidaten und so konnte der Kajmekam den englischen Gesandten, der für Bethlen eintrat, beruhigen, er werde Rákóczi absetzen. Aber Wiche sah sofort, daß die Pforte zur Verwirklichung ihres Willens zu schwach sei, und so dürfte ihn auch die Abdankung Bethlens im Dezember kaum überrascht haben.[2])

Paul Keresztesi, der Gesandte Rákóczis, meldete Wiche bald die Thronbesteigung seines Herrn; zugleich überbrachte er ihm zwei Botschaften des Fürsten. Die eine bezog sich auf den Angriff des Palatins Eszterházy, bezüglich dessen Wiche vom Kajmekam die Hilfe des Paschas von Ofen erwirken solle, im Falle Rákóczi auf friedlichem Wege diesen Zwist nicht beilegen sollte können. Diese Hilfe — so schreibt Rákóczi — würde auch den protestantischen Mächten nutzen, denn der Kaiser wäre dadurch verhindert, seine ganze Kraft gegen Gustav Adolf zu wenden. — Rákóczi wußte auch, daß der englische Hof seit dem neuen Unternehmen Gustav Adolfs mit größerer Energie die Sache des Pfalzgrafen Friedrich vertrat. Deshalb, um das Wohlwollen Wiches zu erlangen, war die zweite Botschaft Rákóczis: Wenn die verbündeten Mächte ihm den zweijährigen Sold für 10.000 Reiter und 6000 Musketiere zahlen würden, könnte er im Interesse des protestantischen Bündnisses eine große Diversion ins Werk setzen.

---

[1]) Wiches Brief von Szilágyi, herausgegeben in Történelmi Tár. 1882. — Georg Wilhelm an Wiche, Katharina an denselben (Public Record Office). — Wiches Bericht vom 22. Mai 1630 (Public Record Office). — Wiche an die Brandenburger Gesandten Marczali, Regesták. Történelmi Tár. 1880. S. 133. — Toldalagis Tagebuch, siehe Ötvös Ágost, Magyar Akad. Értesitö (Berichte der ungar. Akademie der Wissenschaften). II. Bd., S. 186.

[2]) Stephan Bethlen an Wiche, Wiche an Bethlen und Wiches Berichte vom 8. Oktober bis 3. Dezember 1630 (Public Record Office).

Gern entsprach Wiche der in der ersten Botschaft enthaltenen Bitte, trotzdem er wußte, daß die Pforte wegen des persischen Krieges einen Frieden Rákóczis mit dem Kaiser lieber sehen würde. Bezüglich des zweiten Antrages sah er ein, daß die Forderungen Rákóczis kaum erfüllt werden könnten; um aber den Fürsten nicht abzuschrecken, empfahl er ihm, sich direkt an den König von England und seine Freunde zu wenden. Mit dem Kriegführen dürfe er jedoch nicht so lange warten, denn das Erscheinen Gustav Adolfs in Deutschland sei eine gute Gelegenheit, welche benutzt zu werden verdient. — Kaum war diese Antwort Wiches geschrieben, schloß Rákóczi schon am 3. April 1631 mit den Kaiserlichen den Frieden zu Kaschau.

Rákóczi war durch diesen Vertrag nicht befriedigt und setzte durch seine nach Deutschland gesandten Bevollmächtigten die von Keresztesi angefangenen Unterhandlungen fort. Wiche und Kornelius Hága dürften die ersten Diplomaten gewesen sein, welchen Rákóczi jene Bedingungen, unter welchen er an dem Kriege teilnehmen wolle, mitteilte.[3])

Diese Bevorzugung der beiden Konstantinopler Gesandten dürfen wir nicht nur dem Umstande zuschreiben, daß sie aus Siebenbürgen leichter zu erreichen waren, als das schwedische Lager. Das Wohlwollen Hágas gegenüber Siebenbürgen war dem Fejérvárer Hofe schon von früher bekannt und über Wiche konnte Rákóczi von Toldalagi erfahren haben, daß er sich eben so warm für den Pfalzgrafen und die Union der protestantischen Mächte interessiere wie sein Vorgänger.[4]) — Rákóczi dachte nämlich, daß, wenn diese Gesandten von seiner Kampfbereitschaft hörten, dürften sie ihn in der Erreichung seiner großen Forderungen und auch bei der Pforte energischer unterstützen.

Anfangs 1631 teilte er ihnen nur einen Teil seiner Forderungen mit, vielleicht um sie nicht zurückzuschrecken. Die Schlacht

---

[3]) Die Botschaft des Csontos und Groo fällt nämlich in die zweite Hälfte 1631, während Keresztesis Botschaft vom 1. Jänner 1631 datiert ist. — Szilágyi: I. Rákóczi György, Budapest, 1893. S. 216 ff. — Rákóczi an Wiche, an Paul Keresztesi, Wiche an Rákóczi und Wiches Berichte vom 12. Jänner bis 9. April 1631 (Public Record Office).

[4]) Ob er es von Toldalagi erfahren, ist nicht sicher, aber so charakterisiert ihn (Wiche) Straßburg. (Szilágyi: Okirattár Straßburg követsége történetéhez). S. 713.

bei Breitenfeld steigerte übrigens nicht nur seine Kampflust, sondern auch seine Forderungen. Als Toldalagi und Serédy anfangs 1632 den beiden Gesandten jene Punkte übergaben, die Rákóczi durch drei Boten an den Schwedenkönig gesendet habe, konnte Wiche bemerken, daß die Hoffnungen und Wünsche des Fürsten seit dem vorigen Jahre bedeutend gestiegen seien. Jetzt verlangte er unter anderem auch ein Stück von den kaiserlichen Provinzen, seinen Teil verlangend aus der noch nicht eroberten Beute.

Diese Punkte getrauten sich die siebenbürgischen Gesandten nicht vor die am 23. März 1632 abgehaltene Konferenz zu bringen, in der die französischen, englischen und holländischen Gesandten mit den siebenbürgischen unterhandelten. Serédy und Toldalagi sprachen nur von den 1631 durch Keresztesi vorgetragenen Punkten. Vielleicht fürchteten sie, daß die größeren Forderungen und besonders die Besitznahme der katholischen Länder den französischen Gesandten unangenehm wären. Die zwei Siebenbürger erklärten aber vor der Konferenz, ihr Herr ziehe nicht eher in den Krieg, bevor die Gesandten für ihn in Konstantinopel 50.000 Taler als Sicherstellung seiner übrigen Forderungen erlegen.

Diese Taktik der Verhandlungen erinnert lebhaft an die Weise Bethlens, dessen Nachahmung sie zum Teil war, nur unter veränderten Umständen. Während damals die drei protestantischen Mächte mit ungefähr gleichem Gewichte über die Aufnahme des siebenbürgischen Fürsten entschieden, war jetzt Gustav Adolf der Herr der Situation. Karl I., dessen Soldaten in Deutschland für den Pfalzgrafen kämpften, hätte wohl umsonst die Annahme der Rákóczischen Forderungen bei dem König von Schweden befürwortet.

Wiche und seine Genossen antworteten daher auf der Konferenz am 23. März den siebenbürgischen Gesandten, sie hätten keine Vollmacht zur Erlegung des Geldes — doch wäre es am besten, wenn Rákóczi noch im Frühjahr den Angriff beginnen würde, denn während des Feldzuges könne er ja auch mit Gustav Adolf erfolgreicher unterhandeln. Sie erinnerten ihn daran, daß auch Bethlen so getan und sie hätten noch hinzufügen können, daß den verstorbenen Fürsten weniger verlockende Situationen als diejenigen, welche von Gustav Adolf geschaffen wurden, zum Kampfe anregten. Aber eben die Erfahrungen Bethlens machten Rákóczi gegenüber den christlichen Verbündeten vorsichtiger, wenn auch der

siebenbürgische Angriff im Jahre 1632 jedenfalls mehr Aussichten bot, als in den Jahren 1623 oder 1626.

Nach der Konferenz am 23. März schlugen Toldalagi und Serédy einen neuen Weg ein. Sie teilten Wiche nach einigen Tagen mit, ihr Herr wolle mit dem englischen König und mit Holland ein engeres Bündnis knüpfen, aber diese Absicht einstweilen vor dem französischen und venezianischen Gesandten verbergen. Die beiden Siebenbürger glaubten wohl, dadurch Wiche und Hága zu schleunigerer Erlegung der 50.000 Taler zu bewegen. Wiche berichtete auch diesen Plan seiner Regierung, blieb aber dabei, eine „wesentliche Antwort" erst nach dem Aufbruche Rákóczis geben zu können. Toldalagi und Serédy sahen nun ein, daß irgend eine kriegerische Demonstration von Seite Siebenbürgens not tue — aber auch diese unterblieb. Nach Ablauf des Frühlings traute der englische Gesandte dem Rákóczi nicht mehr und sah auch, daß Gustav Adolf die siebenbürgische Diversion nicht benötige. Als im Juli der Siebenbürger Agent Szalánczi ihn fragte, ob er bezüglich dieses Planes nichts zu sagen habe, antwortete er trocken, daß er von seinem Herrn Befehle erwarte und verwies die Siebenbürger auf die vom Schwedenkönig zu erwartende Antwort.

Größere Bereitschaft zeigte Wiche, betreffend Erwirkung der Erlaubnis und Unterstützung der Pforte. Als im Herbst 1632 die Paschas der Grenzgebiete gegen die Auflösung des Friedens agitierten und Szalánczi umsonst Audienz beim Großwesir erbat, erklärte Wiche dem Wesir, daß seine Vorgänger eine solche Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen hätten. Die Antwort des Wesirs lautete ausweichend.[5])

Unterdessen nahmen auch die Verhandlungen Rákóczis mit den protestantischen Mächten ihren Lauf. Nach Gustav Adolfs Tode wies ihn sein Kanzler Oxenstierna an den Grafen Thurn. Thurn

---

[5]) Berichte und Briefe Wiches von 1632. (Public Record Office). Zu deren Ergänzung siehe Toldalagis und Serédys Berichte vom 24. März, 17. und 21. Mai 1632; Szalánczis Berichte vom 18. Juli, 29. August, 4. Oktober und 3. November (Beke und Barabás: I. Rákóczi György és a porta). Rákóczi und die Pforte.) — Szilágyi: Levelek és okiratok I. Rákóczi György keleti összeköttetései történetéhez. (Briefe und Urkunden zur Geschichte der östlichen Verbindungen Georg Rákóczis.) — Szilágyi: Okirattár Straßburg Pál követségének történetéhez. S. 55. (Urkunden zur Geschichte der Gesandtschaft Pauls von Straßburg.)

versicherte dem Fürsten, daß England seinem Anschlusse freudig entgegensehe, und daß die deutschen Stände, verbunden mit England, Frankreich und Holland, ein mächtiges Bündnis bilden werden. Aber Rákóczi erhielt den erwünschten Bündnisbrief nicht, ebensowenig die fremden Hilfstruppen, ohne die er keinen Erfolg seiner Unternehmungen hoffte. Für Wiche war es freilich eine überraschende Enttäuschung, als Rákóczi mit dem römischen Kaiser in Eperjes Frieden schloß (1633).

Trotzdem empfing er noch 1633 die siebenbürgischen Gesandten höflich, versprach sogar im Sommer 1635 Stephan Szentpáli, den Thron Rákóczis gegen die Anschläge Moses Székelys auf jeder Weise zu beschützen.[6]) Inwiefern Wiche sein Versprechen eingelöst hat, wissen wir nicht; die Siebenbürger erwarteten jedenfalls, daß er dem Székely größeren Schaden zufüge.

Im nächsten Jahre, beim Angriff Stephan Bethlens, erwies Wiche dem Rákóczi einen wichtigen Dienst, indem er seine Partei nahm, weil er vom Siege Bethlens den Ruin Siebenbürgens erwartete. Zur selben Zeit hielten die Siebenbürger den Kornelius Hága für den gefährlichsten Verbündeten Bethlens. War dieser Verdacht begründet, dann müssen wir annehmen, daß Hága von dem Bruder Gabriel Bethlens mehr Gutes für den europäischen Protestantismus erhoffte, als von Rákóczi, der so schöne Gelegenheiten versäumt hatte. Keinesfalls erhob Hága seine Stimme für Rákóczi und so ist es auffallend, daß Wiche, der während der Eperjeser Friedensunterhandlungen Rákóczis Vorgehen so scharf verurteilte, nun im Gegensatz zu Hága für Rákóczi Stellung nahm. Diese Wendung hängt jedenfalls mit den Schwankungen der Politik Karls zusammen; denn der englische König hätte sich auch mit dem römischen Kaiser verbunden, nur um die Pfalz dem Sohne des Winterkönigs zurückzugewinnen. Eben im Jahre 1636 war Arundel in Angelegenheit eines solchen Bündnisses in Wien. Die Tendenz dieser Botschaft und die von Wiches Vorgehen sind gleichförmig, wenn auch eine direkte Berührung der beiden Diplomaten diesmal kaum stattgefunden hat.[7])

---

[6]) Wiches Berichte von 1633. (Public Record Office.) — Marczali: Regesták. Történelmi Tár. 1882. S. 366. Szilágyi: Levelek és okiratok. (Briefe und Urkunden). S. 270.

[7]) Wiches Bericht vom 10. September 1636. (Public Record Office.) — über Arundels Gesandtschaft. Gardiner: History of England 1603—1642. Vol. VIII. S. 163.

Infolge dieses Freundschaftsdienstes wurde jetzt das Verhältnis zwischen den Siebenbürger Agenten und der englischen Botschaft sehr vertraut.[8])

Rákóczi glaubte noch immer in Gesellschaft des englischen Königs ein Bündnis mit den Protestanten schließen zu können, so wie es ihm Graf Thurn versicherte. Er ging dabei auch von der Überzeugung aus, daß die europäischen Streitigkeiten so lange kein friedliches Ende finden werden, bis die Pfalz dem Neffen des englischen Königs, Karl Ludwig, nicht zurückerstattet sei.[9])

Und diese Hoffnung Rákóczis wäre vielleicht in Erfüllung gegangen, wenn die englische Politik von Roe geleitet worden wäre, der im Auftrage seines Königs im Jahre 1638 mit den Franzosen und Schweden in Hamburg Unterhandlungen pflog, und dort durch Bisterfeld, den Gesandten Rákóczis, auch vom Plane des Fürsten unterrichtet wurde. Roe erfaßte die Gelegenheit, um Rákóczi für die gemeinsame Sache zu gewinnen und versprach, seinen Plan dem König Karl vorzulegen.[10]) Die Politik Karls und die inneren Unruhen seines Landes vernichteten jede Aussicht auf ein englisch-siebenbürgisches Bündnis.

Der Nachfolger Wiches, Sackvile Crow, bekam die Instruktion, den Fürsten von Siebenbürgen zu unterstützen, aber nicht im Interesse des Krieges, sondern des Friedens.[11]) Und Rákóczi benutzte diese Unterstützung auch, indem er seinen Gesandten befahl, besonders mit den französischen, holländischen und englischen Gesandten in guter Freundschaft zu leben.[12])

Nach dem Tode des Fürsten entstand zwischen seiner Familie und der englischen Regierung ein gewisser Gegensatz. Die Kinder Georg Rákóczis I. vernahmen mit Bestürzung und großer Teilnahme die Nachrichten von der Tragödie Karls I.[13]) Diese Teil-

---

[8]) Beke und Barabás, l. c. S. 368. (Der Bericht Réthys vom 17. Dez. 1637.)

[9]) Siehe diesbezüglich die Berichte Tassis und Bercsényis 1638 und 1639. Erdélyi országgyülési Emlékek. Bd. X, S. 170, 231.

[10]) Roes Brief: Okirattár Straßburg követségének történetéhez. S. 130. (Urkunden zur Geschichte der Botschaft Straßburgs.)

[11]) Seine Instruktion vom 14. Juli 1638. (Public Recod Office.)

[12]) Török-magyarkori Államokmánytár. (Ungarische Dokumente aus der Türkenzeit.) III. S. 147.

[13]) Siehe die Briefe Lubieniczkis an Sigm. Rákóczi vom November 1649 bis März 1651 in Szilágyi: Erdély és az északkeleti háború I. (Siebenbürgen

nahme wurde noch wärmer, als Sigmund Rákóczi die Nichte des hingerichteten Königs zur Frau nahm. Die politischen Folgen dieser Heirat wurden damals am Hofe Georg Rákóczis II. in Betracht gezogen.

Im November 1649 war nämlich die Nachricht verbreitet, daß die englische Regierung die Pforte im venezianischen Kriege mit Schiffen unterstützen wolle. Als Bisterfeld eben damals den jungen Sigismund Rákóczi die Prinzessin Henriette empfahl, bemerkte er, man dürfe bei geschickter Unterhandlung die Hoffnung auf die englische Freundschaft nicht aufgeben. Diese Freundschaft sei jetzt viel wert, da die Engländer derzeit bei der Pforte großen Einfluß hätten. — Anfangs 1650 war aber diese Hoffnung jedenfalls noch sehr ungewiß, denn Wolfgang Jósika verlangte vom Fürsten Instruktionen, ob er sich beim französischen oder englischen Gesandten vorstellen solle. Diese beiden Mächte, so höre er, seien nämlich in Konflikt geraten.[14])

Anfangs 1654 war in Wien das Gerücht verbreitet, ein Sekretär Cromwells sei nach Siebenbürgen gekommen. Über den Zweck dieser Botschaft wußte man nichts Genaues, aber man vermutete, Cromwell fühle das Bedürfnis der Freundschaft Rákóczis, dem ein größeres Heer zur Verfügung stand und der mit Schweden und Polen in Verbindung getreten war.[15])

In dieser Form war das Gerücht falsch, aber es entbehrte nicht jeder Grundlage. Cromwell hatte schon früher Nachrichten über die Verhältnisse der Familie Rákóczi und über die siebenbürgischen Zustände, besonders durch die Freunde des Comenius erhalten. Aber eben im Jahre 1654 geschah es, daß Dureus (Dury), der Züricher englische Resident, seine Korrespondenz mit Bisterfeld erneuerte, von dem er wußte, daß er ein einflußreicher

---

und der nordöstliche Krieg.) — Der Brief G. Rákóczis II. an Cromwell in Szilágyi: Okmánytár II. Rákóczi Gy. diplomácziai összeköttetéseihez. S. 696. (Urkunden zu den diplomatischen Verbindungen G. Rákóczis II.)

[14]) Bisterfelds Brief bei Szilágyi in Történelmi Tár. 1890, S. 230. — Vgl. Lubieniczkys Brief, l. c. S. 62 und den Jósikas, S. 143. — Mit dem Verhältnis Cromwells zu Siebenbürgen befaßt sich eingehend Alex. Márki im Erdélyi Muzeum, 1901 S. 15.

[15]) Hurmuzaki: Dokumente. Bd. IX. Partea I. — Giustinianis Bericht vom 7. Februar 1654.

Ratgeber Georg Rákóczi II. sei.[16]) Wir glauben nicht, daß dieser Briefwechsel ein englisch-siebenbürgisches Bündnis bezweckte, doch ist es sicher, daß Cromwell erfahren wollte, wo und mit welcher Kraft Rákóczi das Haus Österreich angreifen könne.

Cromwell beendete zu dieser Zeit den Krieg mit Holland, und durch die Botschaft Whitelockes bahnte er den Weg des schwedisch-englischen Bündnisses an. Seine Diplomatie wurde durch die Gesichtspunkte kommerzieller und politischer Natur geleitet, doch so weit es möglich war, nahm er unter seine Ziele auch die Beschützung des Protestantismus, ja sogar dessen offensives Vorgehen gegen die Katholiken auf.

Auch Comenius eiferte den Rákóczi an, er möge im Interesse der Kirche Gottes an der Spitze der ungarischen Nation Babylon, nämlich das Haus Österreich, angreifen. Rákóczi antwortete ihm, dies hätte viele Schwierigkeiten, aber wenn ein anderer beginne, schließe er sich gern an.[17])

Rákóczi dachte dabei an jene protestantische Union, auf die sich Comenius in seinen phantastischen Schriften berief. Mit Hilfe dieser Union wollte er nicht Babylon angreifen, sondern sich den polnischen Thron erwerben. Und jetzt, als Bisterfeld, der schon 1649 ein so großes Gewicht auf die englische Freundschaft gelegt hatte, nach den Informationen Dureus die Diplomatie Cromwells jedenfalls recht günstig für die Hoffnungen des Protestantismus darstellte, erwachte in Rákóczi wieder der Glauben an die von Comenius geträumte Union, die unter Cromwells Protektorat zu stande käme und mit deren Hilfe er auf den Trümmern Babylons ein Reich, wie das Ludwigs I., König von Ungarn, aufbauen werde.

Es erleidet keinen Zweifel, daß Comenius' Einfluß dabei im Spiele war, als Georg Rákóczi II. Ende 1654 an die protestantischen Höfe einen Boten sendete, der Erkundigungen einziehen sollte, was der Fürst von den Verbündeten erwarten könne. Dieser Bote, Konstantin Schaum, war ein Freund Comenius; vor seiner Abreise besprach er seine Instruktionen mit dem großen Päda-

[16]) Kvacsala: Az angol-magyar érintkezések történetéhez. (Zur Geschichte der englisch-ungarischen Berührungen) in Századok 1892. S. 798 ff.

[17]) Kvacsala: Comenius és a Rákóczyak. (Comenius und die Rákóczis) in „Budapesti Szemle“ LX. S. 136.

gogen, der ihn auch seinen einflußreichen englischen Freunden empfahl.[18])

Vor dem schwedischen Hofe erklärte Schaum, der Fürst freue sich sehr über das weltbeglückende schwedisch-englische Bündnis, von dem er erfahren, und wünsche die Bedingungen zu hören, unter denen er beitreten könne. Man gab ihm zur Antwort, daß bisher nur kommerzielle, keine politischen Abmachungen getroffen worden seien, doch werde Rákóczi von den weiteren Entwicklungen benachrichtigt werden.[19])

Ende April 1655 kam Schaum nach London. In dem Briefe an Cromwell gibt Rákóczi in auffallender Weise seinem Bedauern über die Hinrichtung des berühmten und in Europa so weitverschwägerten Königs, und zugleich seiner Freude darüber Ausdruck, daß die göttliche Vorsehung die Ordnung der Dinge dem Cromwell anvertraut habe. Er bittet, der Protektor möge ihn in die Liste seiner guten Freunde aufnehmen.

Gemäß der Aufforderung Cromwells reichte Schaum seine Wünsche schriftlich beim Staatssekretär Thurloe ein. Der Hauptzweck seiner Botschaft war zu erfahren, ob das Bündnis zwischen England, Holland und Schweden schon ratifiziert sei, und im bejahenden Falle zu erklären, daß der Fürst auch in feierlicherer Form beitreten werde. Cromwell empfing Schaum sehr freundlich; er erklärte bei der großen Audienz, er habe noch keinen Gesandten so gern gesehen, wie den Rákóczis und bei der Abschiedsaudienz war er so gerührt, daß er, in Tränen ausbrechend, von seinem Eifer für den Ruhm Gottes sprach.

Trotzdem blieb die Reise Schaums im wesentlichen ohne Erfolg. Cromwell hegte zweifellos große Sympathien für Rákóczi; der Gesandte des im weiten Osten residierenden kalvinistischen Fürsten erinnerte ihn an den europäischen Zustand des Protestantismus. Eben damals befaßte er sich mit den Leiden der vom Prinzen von Savoyen verfolgten Protestanten, und dachte daran, daß auch die in der Nachbarschaft des römischen Reiches wohnhaften „Rechtgläubigen" ein ähnliches Schicksal treffen könne. — Er sandte Rákóczi einen sehr liebevoll abgefaßten Brief, aber von

---

[18]) Siehe Kvacsala in den obigen zwei Abhandlungen.

[19]) Erdélyi országgyülési Emlékek, X., 214 ff.

der großen protestantischen Staatenunion, die nicht existierte, konnte er ihn nicht benachrichtigen.

Sicherlich freute sich Cromwell sehr, daß sich Rákóczi mit den Schweden verbinden wollte. Nach Pufendorf hätte Cromwell lieber Rákóczi auf dem polnischen Thron gesehen, als Karl X. Auch die Entstehung eines neuen protestantischen Reiches im Nordosten hätte der Protektor gern gesehen, nur war er in den Krieg mit den spanischen Habsburgern so verwickelt, daß er an diesen nordöstlichen Kämpfen nicht teilnehmen konnte.[20])

Schaums Reise erregte Aufsehen. Der Wiener Hof begleitete sie mit Aufmerksamkeit, so daß Rákóczi, um nicht mißverstanden zu werden, es für notwendig hielt, sich zu entschuldigen. Aus Brüssel berichtete man dem Hofe, Schaum sei wahrscheinlich mit der Erweiterung des englisch-schwedischen Bündnisses beschäftigt, welches die Ausrottung des Hauses Habsburg und des Katholizismus zur Aufgabe habe. Auch die Siebenbürger erwarteten viel von dieser Reise, denn das steigende Ansehen Englands und Schwedens gab dem geplanten Bündnisse einen hohen Wert.[21])

Die siebenbürgische Politik wurde damals mehr von Hoffnungen und Wünschen, als von Tatsachen geleitet und so dürfen wir auch die Wirkung der schönen Worte Cromwells nicht gering schätzen. Der durch Comenius benachrichtigte Jonas Mednyánszky schreibt anfangs 1656 an Rákóczi, „die Evangelischen werden nicht nur von Cromwell, sondern auch von den Franzosen unterstützt. Diese Zustände werden in ipsissimum bellum religionis, so sehe ich, involviert, indem die Dinge per omnia dahin tendieren". Selbst Karl X. erinnerte Rákóczi daran, daß die Macht des Protektors der gemeinsamen Sache Freunde erwerbe und deren Feinde fern halte. Mit großer Freude vernahm Rákóczi während des polnischen Feldzuges Cromwells Wahl zum König, denn dies

---

[20]) Über Schaums Gesandtschaft: Szilágyi: Okmánytár 182, 696; Simonyi: Londoni Okmánytár 219. — Szilágyi: Erdély és az északkeleti háború. (Siebenbürgen und der nordöstliche Krieg.) I. 387, 392. — Lettres de Pierre de Noyers. Berlin 1859. S. 18.

[21]) Mednyánszky an Kemény im „Magyar Történelmi Tár" XVIII. — Klobusiczky an G. Rákóczy: Történelmi Tár. 1891. S. 174. — Rákóczi an den Erzbischof von Esztergom (Gran) in Szilágyi: Erdély és az északkeleti háború. I. 422.

konnte ihn nur in seiner Hoffnung bestärken, daß im auszubrechenden Religionskriege die führende Rolle Cromwell zufallen werde.[22])

Dieses Vertrauen des Fürsten auf Cromwell gründete sich jedoch nicht bloß auf die von Schaum heimgebrachten schönen Worte; schon im Sommer 1656 meldete Matthäus Balogh, daß der Konstantinopler englische Gesandte, Thomas Bendyshe, ihn mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit empfangen habe und seine untertänigsten Dienste dem Fürsten antrage.[23]) Und diese Dienste benötigte Rákóczi auch bald. Am 15. September befahl er dem Jakob Harsányi, einem seiner gebildetsten Diplomaten, sowie dem Matthäus Balogh, in der Erwirkung der türkischen Erlaubnis zum polnischen Unternehmen, dem Rate der französischen und englischen Gesandten zu folgen. Die Siebenbürger bemerkten, daß der Franzose sich lau und unverläßlich zeige, hingegen Bendyshe „als echter Protestant ein tüchtiger Förderer der Sache sei".[24])

Bald meldete Bendyshe den beiden in Siebenbürgen weilenden schwedischen Gesandten, Welling und Sternbach, die Pforte sei mit dem schwedisch-siebenbürgischen Bündnisse unzufrieden, da die Leute des römischen Kaisers ihr glauben gemacht hätten, daß der schwedische König, der Moskauer Zar und Rákóczi sich vereint gegen sie wenden würden. Die schwedische Regierung sandte auch zur Vereitlung dieser Ränke Claudius Rholamb und Gothard Welling als Gesandte an die Pforte. Ihre Aufgabe war, die Pforte zu bewegen, daß sie den Tartaren den Anschluß an die Polen verbiete und diese eher gegen die Moskauer verwende, denn von letzteren drohe den Schweden Gefahr. Überhaupt sollten die Gesandten jedes Hindernis vor Rákóczis Unternehmungen wegschaffen. Am 19. März 1657 forderte die schwedische Regierung auch den Protektor auf, durch Bendyshe die schwedischen Bestrebungen zu unterstützen.[25]) Am 12. April schickte Cromwell diese Instruktionen auch ab und Bendyshe empfing sie freudig, denn er

---

[22]) Mednyánszkys Briefe in Történeti Lapok, I. 393, 402. — Szilágyi: Erdély és az északkeleti háború. II. 103, 122, 178, 307, 395.

[23]) Szilágyi: Okmánytár, 419.

[24]) Szilágyi: Erdély és az északkeleti háború. II. 223.

[25]) L. c. 198, 296. — S. Wiblings Mitteilung in Történeti Tár. 1893. S. 695. State Papers of John Thurloe, London 1742, VI. 105 und 700. Der letzte Bericht sollte von Ende 1656, nicht 1657 datiert werden.

hatte die Hoffnung, bei seinen Freunden, den türkischen Großen, wichtige Dinge durchsetzen zu können.

Am 21. Juni wollten Rholamb, Welling, Harsányi und Stephan Tisza vor dem Kajmekam den Beweis führen, daß Rákóczi zum Vorteil der Pforte sich mit den Schweden verbündet habe. Und obwohl die Pforte früher aus der Mißbilligung dieses Abmachens kein Geheimnis gemacht hatte, gab der Kajmekam jetzt trotzdem den Gesandten gute Worte, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die schwedischen Gesandten und um die Berichte aus Polen abzuwarten. Bendyshe warnte die Schweden und Siebenbürger vor der Treulosigkeit der Pforte und meldete sich selbst zur Audienz beim Mufti und Kajmekam. Die Audienz war ganz geheim und so trug Bendyshe unter dem Siegel des Geheimnisses vor, daß alle Wünsche der Schweden und Rákóczis auch die Cromwells seien und zugleich den Interessen der Pforte entsprächen. Es sei doch von der Erniedrigung oder Vernichtung der vom Papste abhängigen Völker die Rede, und gerade unter diesen befänden sich die gefährlichsten Feinde der Türken, denen die Pforte jetzt viel schaden könne, ohne Mühe und ohne Kosten. Doch der Mufti und Kajmekam antworteten auf diese besonnenen Worte nur mit dem Ausbruch des Zornes: Rákóczi sei ihnen verhaßt, weil er ein Rebell sei und der Schwede hat Unrecht getan, den Fürsten zu verleiten. Rákóczi habe sein Wort gebrochen, als er ohne Erlaubnis der Pforte dieses Unternehmen begonnen habe und der Schwede habe die türkische Freundschaft nur damals gesucht, nachdem er sie schon verletzt hatte, indem er den Vasallen der Pforte als Verbündeten zur Bekriegung Polens annahm, mit welchem die Türkei in Frieden lebt.

Bendyshe antwortete, Rákóczi werde dem Sultan auch ferner gehorchen und der erhöhte Ruhm des Vasallen werde auch auf die Krone des Beschützers einen Schimmer werfen.

Doch auch diese Bemerkung konnte die beiden Türken nicht beruhigen. Der Mufti teilte dem englischen Gesandten vertraulich mit, der Pascha von Silistrien habe schon Befehl erhalten, die Donau zu überschreiten und sich den Tartaren und Kosaken anzuschließen. Rákóczi werde für sein Vorgehen schwer büßen. Aber die Gnade des Sultans sei unermeßlich und der Vasall könne noch Verzeihung finden, im Falle er sich demütige und die eroberten Festungen zurückgebe.

Die schwedischen und siebenbürgischen Gesandten statteten dem Bendyshe ihren Dank dafür ab, daß sie durch ihn von den wahren Absichten der Pforte Kenntnis erhalten hätten. Aber diese Kenntnis kam zu spät: Rákóczi hatte damals nicht mehr die Macht, die Festungen für die Gnade der Pforte umzutauschen.[26])

Als Bendyshe die Nachricht von der polnischen Katastrophe erhalten hatte, wußte er nicht, wie dem armen Fürsten zu helfen sei. Er machte die Erfahrung, daß die Fehler des Fürsten nun als Verbrechen galten und der ehedem um Verzeihung für Rákóczi bat, nun für sich selbst der Verzeihung bedurfte, wenn er den Namen des Fürsten erwähnte. Er erbat sich daher neue Instruktionen von Cromwell.[27])

Auch Schaum und Comenius benachrichtigten Hartlib, den Vertrauten Cromwells, von den Verhältnissen Rákóczis. Sie baten ihn, er möge Cromwell bewegen, daß er den Zorn der Pforte besänftige. Der Protektor bedauerte Rákóczi ebenso, wie Bendyshe, der mit großer Teilnahme vom „guten Fürsten" spricht, doch helfen konnte er ihm ebensowenig, wie Bendyshe.[28])

Es ist merkwürdig, daß, während Comenius und seine Freunde die Verbindungen Rákóczis und Cromwells vermittelten, am Hofe des Fürsten Isak Bazire, der englische Priester von französischer Herkunft, der auch im Unglücke ein Anhänger der Stuarts blieb, immer mehr an Einfluß gewann. In Siebenbürgen hatte Bazire viele Feinde, die den wohlbestallten Fremden und den Anhänger der episkopalen Kirchenverfassung nicht leiden konnten. Doch Bazire blieb ein treuer Anhänger des unglücklichen Rákóczi, gleich wie er dem englischen König die Treue bewahrte. Gegen Johann Bethlens „Innocentia Transsylvaniae" übernahm er die undankbare Aufgabe, die unglückliche Politik seines Herrn in der Schrift „Vindiciae Honoris" zu verteidigen. Auch die gelegentlich der Hermannstädter Belagerung in die Festung gesandte „Tuba" wurde ihm zugeschrieben; die Anhänger Barcsays antworteten ihm mit scharfen persönlichen Angriffen und schmähten ihn besonders wegen seiner legitimistischen Gefühle.

---

[26]) Thurloe Papers. VI, 354. — Bendyshes Bericht wird bekräftigt durch den Brief Harsányis und Tiszas in Szilágyi: Erdély és az északkeleti háború. II. 365.

[27]) Thurloe Papers. VIII, 571.

[28]) Kvacsala: Századok, l. c. 804, Thurloe Papers. VII, 257. — Szilágyi: Erdély és az északkeleti háború. II, 498.

Aber eben diese Gefühle schätzte Rákóczi in Bazire sehr hoch; der Empfehlungsbrief des verbannten Karl II. steigerte beim Fürsten das Ansehen des Gyulafehérvárer Professors. Wir sahen, daß Rákóczi, auch als er sich an Cromwell wandte, seine Sympathien für die Stuarts nicht verheimlichte. Als er nach der polnischen Katastrophe gegen seine untreuen Untertanen kämpfen mußte, wandte er sich mit der vorwurfsvollen Frage an die siebenbürgischen Stände, ob es sich zieme, daß sie nach Weise der Engländer wie Richter über die Taten ihres rechtmäßigen Fürsten urteilen wollen?

Es ist eine grausame Ironie des Schicksals, daß der auf seine Fürstenrechte stolze Herrscher, der sich in die Liste von Cromwells Gönnern aufnehmen lassen wollte und so viel vom Glücke des Protektors erwartete, jetzt die Methode der Engländer vor seinen Untertanen als abschreckendes Beispiel darstellte.[29])

Bald kehrten die Engländer auf den Weg der Legitimität zurück. Aber in Siebenbürgen wankten die Throne der Gegenfürsten und den Kampf der Fürsten büßten die Achiver.

In der Instruktion Winchelseas, des Nachfolgers von Bendyshe, wird dem Gesandten besonders das Fördern der kommerziellen Interessen empfohlen. Die Erwähnung des Verhältnisses zum siebenbürgischen Fürstentum wurde vom Verfasser der Instruktion nach einigem Zögern gestrichen.[30])

Winchelsea war mit seinem Konstantinopler Empfang sehr zufrieden. „Der Großwesir — so sagt er — bemerkt den holländischen Gesandten gar nicht, der französische wird täglich beleidigt, der venezianische gleichsam als Gefangener angesehen und der deutsche verdächtigt. Niemand wird so geschätzt wie der englische." Unter solchen Verhältnissen bedauerte es Winchelsea, daß seine Instruktion auf die politischen Momente so wenig Gewicht legt. Durch die Heirat des englischen Königs mit der portugiesischen Prinzessin geriet England ins Lager der Feinde Habsburgs. Winchelsea hätte daher unter Johann Keménys Regierung die türkisch-deutschen Zwistigkeiten gern zu einem Kriege verschärft — wenn seine

---

[29]) Ludwig Kropfs Mitteilungen in Történelmi Tár. 1888, 1889. — Chronicon Fuchsino-Lupino Oltardinum. II, 109 und 111. — Erdélyi Országgyülési Emlékek. XI, 145. (Siebenbürger Landtagsberichte.)

[30]) Die Instruktion und die Konzepte im Record Office.

Instruktion ihn zu einer weitschichtigen politischen Tätigkeit ermuntert hätte.

Apafi wußte sicherlich nicht, daß Winchelseas Hände so gebunden waren, als er im Herbste 1662 seine Vermittlung bei der Pforte erbat, wegen der unleidlichen Gewalttätigkeiten des Paschas von Großwardein. Winchelsea meinte, daß seine Autorität nicht genüge, den Großwesir zu bewegen, die Ausschreitungen des Paschas einstellen zu lassen. Als die Siebenbürger um die Erlaubnis baten, sich direkt an den englischen König wenden zu dürfen, antwortete ihnen Winchelsea, sie mögen nur schreiben, wenigstens werde Karl II. sie bedauern, obzwar er ihnen nicht helfen könne.

Die Regierung Apafis wurde dadurch nicht abgeschreckt; im Jahre 1664 bittet der Fürst den englischen König von neuem, er möge seinem armen Lande helfen, das die riesige türkische Steuer und die sonstigen türkischen Übergriffe nicht ertragen könne. Winchelsea wunderte sich, daß Apafi von der Intervention der christlichen Gesandten Resultate erhoffe und als Anhänger der Pforte die Unterstützung der christlichen Mächte verlange. Darin hatte Winchelsea Recht, daß der Kanzler Apafis zu viel von dem Eindrucke der wohlgesetzten Briefe erwartete. Allein er irrte sich, indem er Apafi für einen freiwilligen Vasallen der Pforte hielt.

Übrigens waren die Bitten Apafis nicht ganz so resultatlos wie sie Winchelsea schienen. Die Regierung Karls II. gab ihrem Gesandten die Anweisung, die Bitten der Siebenbürger zu unterstützen. Christof Paskó übergab im September 1665 Winchelsea eine Denkschrift über die Lage Siebenbürgens, in welcher die leidensvolle Geschichte des Landes von der Zeit Rákóczis II. bis zur Auswerfung des ungeheuren Tributs und bis zur unleidlichen Tyrannei des Paschas von Großwardein geschildert war. Paskó mußte erfahren, daß die Instruktion Winchelseas unzulänglich sei; er erklärte, Apafi und die Stände wollen sich mit einem neuen Schreiben nach London wenden, damit der König ihre Sache unmittelbar dem Sultan empfehlen und den Winchelsea mit wirksameren Instruktionen versehen möge.

Paskó war mit dem französischen Gesandten besser zufrieden: „Der spricht mutig, auf ihn können wir vertrauen," schreibt er an Apafi. Aber diese gerühmte Kühnheit des Franzosen hatte wenig Wirkung. Der französische, holländische und englische Gesandte beschlossen, so lange nichts zu tun, bis die Gesandten des

römischen Kaisers kraft des auf Siebenbürgen bezüglichen Punktes des Vasvárer Friedens für Apafi intervenierten. Aber die deutschen Gesandten schrieben Paskó, sie konnten jetzt für Siebenbürgen kein gutes Wort einlegen, weil der Großwesir wegen der Nichtbezahlung des siebenbürgischen Tributs aufgebracht sei, sie verlassen jetzt die Pforte, werden aber in Wien dem Kaiser das Anliegen Siebenbürgens empfehlen. Diese Gleichgültigkeit machte alle Bestrebungen des englischen Gesandten und seiner Kollegen zunichte.[31])

V.

Das Zeitalter Thökölys.

Jene geringe Teilnahme, welche die Regierung Karls II. im Beginn der Herrschaft des Königs für die Angelegenheiten Siebenbürgens bekundete, schwand alsbald dahin. Von dem protestantischen Mitgefühl, welches in Cromwell Teilnahme für das Schicksal Georg Rákóczis II. erweckte, war in der Seele Karls II. keine Spur vorhanden. Andrerseits war auch Siebenbürgen nicht mehr so mächtig, daß es mit seiner politischen Tätigkeit auch die Aufmerksamkeit des englischen Hofes hätte auf sich ziehen können, wie zur Zeit Bethlens.

In den Instruktionen der Nachfolger Winchelseas, Harvey (1668) und Finch (1672), ist von Siebenbürgen keine Rede.[1])

Diese Gleichgültigkeit war am Hofe Apafis gewiß bekannt. In kurzer Zeit machte der siebenbürgische Hof die Erfahrung, daß er von Jakob II. noch weniger zu erwarten habe, als von dessen Vorgänger.

Natürlich wurde in Siebenbürgen der Sturz Jakobs II. und die Thronbesteigung Wilhelms mit Freude aufgenommen.

Nikolaus Bethlen, der ein großer Förderer der westlichen Verbindungen der Siebenbürger war, ließ nach der Zernjester Schlacht durch Michael Apafi II. eine Erklärung schreiben, in welcher das

---

[31]) Winchelseas Berichte 1661—1665. — Apafis Brief an Karl II. (Public Record Office) Narrative of the Present State of Transylvania. (Addit Manuscripts 22, 914 British Museum). — Rycaut: Neu eröffnete Pforte, S. 138. Török magyarkori Államokmánytár. IV. 128, 234, 291 (Ungarische Dokumente aus der Türkenzeit). — Paskós Denkschrift; hgg. Szilágyi: Történelmi Tár. 1890, 35. Paskós Auffassung bestätigt Rycaut: Histoire des trois derniers Empereurs. III, 146.

[1]) Public Record Office und Ellis: Papers Additional 28, 973. (British Museum.)

Kind erklärte, daß es den Kurfürsten von Brandenburg und den König Wilhelm von England zu Vormündern wähle. Diese Erklärung begleitete Bethlen mit einem Briefe, in welchem er die beiden protestantischen Herrscher bat, sie mögen ihrer Einsicht gemäß Kaiser Leopold für die Waise günstig stimmen. Es scheint, daß Bethlen von den Vormündern sehr viel erwartet habe, weshalb er in seiner Selbstbiographie mit dem Gefühl der Enttäuschung sagt: wir haben von dem an sie gerichteten Briefe „keinen Nutzen wahrgenommen". Und doch hatte der Brief einen gewissen Erfolg; Bethlen selbst erzählt, daß ihm in der Erwirkung des leopoldinischen Diploms nach Gott der Gesandte Brandenburgs der Hauptratgeber und Helfer gewesen, und daß auch Paget, der Wiener englische Gesandte, einen gewissen Anteil an dem Gelingen hatte.[2])

Bald darauf bekam die englische Diplomatie mehr Gelegenheit, sich mit den Angelegenheiten Siebenbürgens zu befassen. „Wir können Frankreich am meisten damit demütigen," sagte König Wilhelm zum österreichischen Gesandten, „wenn der Kaiser mit den Türken Frieden schließt."[3])

Der König freute sich sehr, daß Leopold die Vermittlung ihm übertrug, und er hätte es sehr gern gesehen, wenn der 1691 über Wien nach Konstantinopel gesandte Wilhelm Hussey aus der Türkei die Friedensurkunde heimgebracht hätte. Hussey mußte in Wien auf die Anfertigung der Instruktionen warten. In diesen Beratungen war am meisten von dem Besitze Siebenbürgens, als einem der wesentlichsten Teile der Friedensfrage, die Rede. Und in Bezug auf Siebenbürgen faßte die Ministerkonferenz Ende März 1691 einen sehr wichtigen Beschluß, welchen auch der Kaiser guthieß. Im Sinne dieses Beschlusses konnte Hussey dem Türken die Wiedereinsetzung Siebenbürgens in seinen alten Zustand empfehlen, gegen die Überlassung eines je größeren ungarischen Gebietes.

Der alte Zustand hätte sich nur insofern geändert, daß der jüngere Michael Apafi Siebenbürgen unter dem Protektorate der beiden Kaiser regiert haben würde, natürlich mit ewigem Ausschluß Thökölys. Es ist wahr, daß Husseys Hände gebunden waren, weil bloß der ihm beigegebene Graf Marsigli die letzte Konzession

---

[2]) Bethlen M., Önéletir (Selbstbiographie) II. S. 108, 117, 120. — Marczali Regestár. l. c. 1881, 533, 534.

[3]) Turcica, 1691 (Wiener Staatsarchiv).

des Kaisers aussprechen konnte und auch das entscheidende Wort Ludwigs von Baden seinen Wirkungskreis beschränkte; aber Hussey hoffte für das Mündel seines Königs und zugleich für die Sache des Friedens auch so etwas tun zu können.[4]) Seine gute Laune und Hoffnung wurde durch alles, was er unterwegs hörte, erhöht.

Als er donauabwärts fuhr, stellte sich ihm eine protestantische Deputation aus dem Baranyaer Komitate (aus den Ortschaften Vörösmart, Szöllös, Karancs, Kö und Sepse) mit der Bitte vor, der König von England möge ihnen helfen, denn der Bischof verfolge grausam ihre Religion. Die Baranyaer verherrlichten den König Wilhelm als Helden des Protestantismus, und erklärten, daß sie nur von seiner mächtigen Protektion Befreiung aus ihrer peinlichen Lage erwarten. Diese ungarischen Protestanten erzählten Hussey, wie hochgeachtet König Wilhelm in Siebenbürgen sei; dort gäbe es kaum eine Wohnung — sagten sie — deren Wand nicht mit dem Porträt Seiner Majestät geschmückt wäre. Hussey langte am 17. Mai in Widdin an; seine Leute fanden Thököly nicht im Lager, da dieser zehn Tage vorher ins Bad gereist war. Es ist wahr, daß er eine Badekur benötigte, aber zehn Tage hätte er schon warten können. Thököly wollte indessen dem englischen Gesandten ausweichen. Thököly besorgte, daß ihn seine Zusammenkunft mit Hussey vor dem französischen Gesandten verdächtig machen könnte. Trotzdem bewarb er sich aber auch um die Gunst der englischen Regierung. Sein Vertrauensmann folgte Hussey nach Adrianopel und empfahl hier Thökölys Angelegenheit der Aufmerksamkeit des Königs von England. Thököly hatte den Wunsch, daß Hussey auch ihn in den Frieden einschließe. Hussey versprach alles Gute für den Fall, daß Thököly anständige Bedingungen stellt und von dem Bündnis mit dem König von Frankreich absteht.

Dies sagte Hussey nur aus Höflichkeit, nach London aber berichtete er, daß er von Thököly sehr ungünstige Nachrichten gehört habe. Sein Lager sei sehr ärmlich, er selbst aber, wegen der Verheerungen seiner Truppen in Siebenbürgen und in der Walachei, sehr unpopulär. Dagegen liebe man den jüngeren Apafi, da er ein schöner und braver Bursche sei.

---

[4]) „Extractus ex instructione Dno Hussey data" und das Protokoll der Konferenz vom 25. März 1691 (Turcica, daselbst).

Übrigens veränderte der Sieg von Slankamen die Ansichten des Hofes bezüglich des Besitzes Siebenbürgens, was dann die Stellung des englischen Vermittlers erschwerte. Auch sonst brachte der plötzliche Tod Husseys (September 1691) die Friedensunterhandlungen ins Stocken.[5]) König Wilhelm sandte, nach dem Tode Husseys, Harbord über Wien in die Türkei, des Friedens wegen, welchen der König ungeduldig betrieb, weil er glaubte, daß Leopold im Falle der Fortsetzung des türkischen Krieges die Interessen der Verbündeten vernachlässigen werde, um seine eigenen desto besser wahrnehmen zu können.[6]) Aber der Wiener Hof betrachtete damals die englische Gesandtenreise mit sehr verdächtigen Augen.

Der Verdacht entstand wegen Siebenbürgen. Marsigli berichtete nämlich aus der Türkei, daß die Engländer und Holländer, im Einverständnisse mit den Siebenbürgern, Siebenbürgen in seinen alten Zustand zurückversetzen wollen.

Dem Hofe aber lag 1692 ein solcher Gedanke schon sehr ferne. Harbord wurde daher nicht bloß in Wien lange aufgehalten, sondern, auf Marsiglis Rat, auch in Essegg. Schwer entließ man ihn von hier in die Türkei, mit der entschiedenen Instruktion, Siebenbürgen den Türken nicht anzubieten. Doch der unglückliche Harbord hatte keine Zeit, für die Unabhängigkeit Siebenbürgens etwas zu tun. Er starb in Belgrad, ungefähr ein Jahr nach Husseys Tode.

König Wilhelm hielt die Angelegenheit der Friedensunterhandlung für so eilig, daß er, sobald er die Nachricht von dem Tode Harbords erhielt, sofort Ernst Heemskerke, den Wiener Holländischen Gesandten, mit der Fortsetzung der Verhandlungen betraute, bis er nicht den Nachfolger Harbords ernenne.[7])

Auch Heemskerke eilte; im Oktober 1692 war er schon in Belgrad, und hier sagte ihm Maurocordato, daß der Türke Siebenbürgen dem Kaiser nicht überlassen könne. Heemskerke berichtete

---

[5]) Husseys Bericht (Public Record Office) Diarium Stephan Almádys, herausgegeben von Thaly; (Mon. Hung. Hist. II. Abt., XXIII, S. 735). Thökölys Briefe (ausgegeben von Thaly, ebendaselbst, XXIV, S. 413.)

[6]) Wilhelms Auffassung ist wiedergespiegelt in Macaulay: History of England, Vol. VII, S. 75. (Tauchnitz.)

[7]) Über Harbord, Turcica, 1692 (Wiener Staatsarchiv). — Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, III., S. 865. Hammer und nach ihm andere schreiben Harbond anstatt Harbord.

den Ausspruch des Griechen sofort nach Wien, denn er würde sich auch selbst gefreut haben, wenn der Hof die Forderung Siebenbürgens aus den Friedenspunkten ausgelassen hätte. Thököly vermied Heemskerke, wie zu seiner Zeit Hussey, aber statt seiner sprachen Inczédy und Komáromi mit dem im Namen des Königs von England unterhandelnden Holländer. Sie hätten gern erfahren, was sie von Heemskerke erwarten können; und der Gesandte machte ihnen Hoffnung, ja er bemerkte in der Konversation mit Solari, daß sie gelegentlich des Friedensschlusses auch Thököly befriedigen wollen.[8]) Heemskerken folgte Harbords wirklicher Nachfolger, Paget, auf dem Fuße. Paget langte am 22. Dezember 1692 in Belgrad an, wo ihm der Serdar davon verständigte, daß er in Angelegenheit der Beförderung der Gesandtschaft bis Nisch mit Thököly in Unterhandlung stehe. Paget ärgerte sich, daß er die Zeit bis zum 8. Jänner an der Mündung der Morawa verbringen mußte, bis endlich Thököly mit dem Serdar übereinkam und dieser den Gesandten des Königs Wilhelm weiterbeförderte. Thököly verzog die Abreise absichtlich, denn er wollte sich ein Verdienst vor dem französischen Gesandten erwerben, der mit Thökölys Vorgehen auch wirklich zufrieden war und der Hoffnung Ausdruck gab, daß es, des schlechten Winterwetters wegen, auch Paget so ergehen werde, wie seinen beiden Vorgängern. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Paget ließ nicht sein Leben, sondern seine schönen Schiffe an den Ufern der Morawa.

Thököly behauptete, er habe die Schiffe zum Geschenk bekommen, Paget aber ärgerte sich, daß Thököly den Preis der in Wien verfertigten Schiffe nicht in den Fahrlohn nach Nisch, welcher 50 Pfund betrug, einrechnete.

Diese Einleitung wirkte auf Paget gewiß sehr unangenehm, obgleich er äußerlich in einem sehr höflichen Verhältnis zu Thököly blieb, der sich auch ihm gefällig erwies, geradeso, wie zu seiner Zeit dem Hussey. Paget wollte in der Höflichkeit auch nicht zurückbleiben. Er sagte dem Inczédi beim Abschiednehmen, er kenne die Rolle Siebenbürgens in der ungarischen Geschichte sehr gut und glaube, daß man Siebenbürgen dieser Rolle nicht berauben dürfe. Thököly nahm dies bloß als Schmeichelei, denn er wußte, daß

---

[8]) Thökölys Epistolarium, 1691—1692. Herausgegeben von Thaly (Mon. Hung. Hist. II. Serie XXXIV), S. 364 und Ivan Nagy, Thökölys Tagebuch (ebendaselbst Bd. XV, S. 78).

Paget in der unwirtlichen Gegend die wohlwollende Gesinnung der Kurutzen nötig habe.

Aber wiewohl er dem Engländer gegenüber so ungläubig war, hörte er nicht auf, von ihm etwas zu erwarten mit jener Mischung von verdächtigender Zweifelsucht und sanguinischen Hoffnungen, welche Thököly so sehr charakterisierten. Auch sonst konnte er die Unterhandlung mit Paget zu mehrfältigen Zwecken ausnützen.

Vor den Türken und den Franzosen konnte er sich mit dem großen Vertrauen Pagets und den von ihm zu erwartenden Errungenschaften brüsten. Er glaubte, damit sein Ansehen vor seinen Freunden zu heben und sie zu größeren Opfern bewegen zu können. Kaspar Sándor, Thökölys hervorragendster Getreuer, sagte damals auf der Pforte, daß „auch der König von England kurutzischer Religion sei und sich in den Angelegenheiten unseres hochgnädigen Herrn nicht unverschämt hartnäckig zeigen werde".

Diese schlaue Diplomatie verursachte viel Verwirrung, sozusagen ein europäisches Mißverständnis. Thököly schickte Kaspar Sándor nach Adrianopel Paget nach, einesteils, um den englischen Gesandten zu beobachten und anderenteils mit dessen Hilfe seine Wünsche in den abzuschließenden Frieden aufnehmen zu lassen. Diese Bedingungen charakterisiert der zweite Punkt, nach welchem Thököly Siebenbürgen zugleich mit den Komitaten Szatmár, Szabolcs, Bereg und Ugocsa für sich bittet. Die Bedingungen legte Sándor dem französischen Gesandten so vor, als ob Paget dieselben bereits seiner ernsten Aufmerksamkeit gewürdigt hätte. Dem Paget aber sagte Michael Inczédi, daß der deutsche Kaiser dem Thököly sehr schöne Bedingungen angeboten, aber sein Herr dem Kaiser geantwortet habe, daß er mit ihm erst dann unterhandeln wolle, wenn die Engländer und Holländer für die deutschen Versprechungen die Garantie übernehmen. Paget bemerkte hierauf, daß Thököly klug handeln würde, wenn er sich der Gnade des Kaisers ohne jede Bedingung anvertraute.

Der französische Gesandte, Castagnère de Chateauneuf, schrieb das von Sándor Gehörte seinem König, aber dieser Brief geriet in die Hände der Kaiserlichen. Der Verdacht lebte auf, daß die Engländer zugleich mit den Holländern die Partei Thökölys nehmen, ohne den Gedanken fallen zu lassen, daß Siebenbürgen neuerdings unter türkische Oberhoheit gerate. Graf Windischgrätz, der österreichische Gesandte im Haag, schrieb an den König Wilhelm, daß

der Kaiser Siebenbürgen nie übergeben werde, und daß Thökölys Name im Friedensvertrag nicht vorkommen könne. Wie sehr auch Wilhelm der Sache des ungarischen Protestantismus gern geholfen hätte, wollte er doch der kaiserlichen Politik in den von Windischgrätz erwähnten Punkten nicht zuwiderhandeln. Paget protestierte heftig gegen den aus den Briefen des französischen Gesandten hervorgegangenen Verdacht. Er sagte dem Wiener Hofe, daß Sándor ihm Thökölys Bedingungen mitzuteilen nicht gewagt und welche Antwort Inczédy von ihm erhalten habe.[9])

Thököly wußte damals schon, daß er von der Gesandtschaft Pagets außer den schönen Wiener Schiffen keinen Vorteil haben werde. Das wußte er dagegen nicht, daß Paget nicht im besten Einverständnis mit van Heemskerke stehe, welcher im März 1694 Adrianopel verließ, aber bis November auf Befehl des Türken in Belgrad blieb.[10])

Thököly betrachtete Heemskerke als Vertrauensmann des Königs von England, teilte ihm solche Bedingungen mit, deren Erfüllung er zumeist von König Wilhelm erwarten konnte und glaubte, daß, da zwischen dem Holländer und dem Engländer kein Unterschied sei, wenn er sich in dem einen getäuscht habe, ihn gewiß auch der andere hinters Licht führen werde. Er unterhandelte aber, nach seiner Gewohnheit, bei allem Verdachte, weiter. Sein Verdacht war jedoch ganz unbegründet. Thököly stieß auf seiner Laufbahn nicht sobald auf einen Diplomaten, der ihm mit so aufrichtiger Gewogenheit zu helfen wünschte, wie der im Namen des Königs von England unterhandelnde Heemskerke. Der holländische Diplomat unterstützte diejenigen Siebenbürger Emigranten, welche in ihre Heimat zurückkehren wollten, mit Geld und einigte sich mit Thököly bald darüber,

---

[9]) Auf das Prahlen mit dem Wohlwollen Pagets wirft der Brief Ferriols an Castagnère Licht (Hurmuzaki, Documente, Suppl., vol. I. 302). — In Beziehung auf die Entschuldigung Pagets lies den Brief Stepneys (1694, 5./15. Jänner. Wiener Staatsarchiv: Turcica), den Brief Pagets (1693, 2. Okt. Public Record Office), Windischgrätz's und Castagnères Briefe ebend. Lies ferner Sándors Diarium (herausg. von Thaly, Mon. Hung. Hist., II Serie, XXIII. S. 678) und Bays Diarium, ebenda, S. 629. — Über Pagets Reise siehe dessen Bericht (1693, 9./19. März. Public Record Office) und Thökölys Diarium bei Iván Nagy, S. 424.

[10]) Conegliano sagt: Emskerk era in discordia con Paget. (Kaufmann, Israel Conegliano. Jahresbericht der Landesrabbinerschule in Budapest für das Schuljahr 1894—95. XXX.)

was für Bedingungen er für ihn vom Kaiser bitten solle. Unter diesen Bedingungen war die Zurückerwerbung der siebenbürgischen Fürstenwürde die wichtigste. Im Laufe des Handels machte Thököly dem Heemskerke Zusicherungen, daß er im Falle des Erfolges der Friedensunterhandlungen das Heer des Königs Wilhelm mit etwa 6000 Mann gegen die Franzosen unterstützen werde.

Nach Beendigung der Unterhandlungen schrieb Thököly in sein Diarium: „Ich hatte wahrlich seine vielen Schmeicheleien satt bekommen, aber auch ich mußte politisieren, denn es wäre gut, wenn die beiden Kaiser so Frieden schlössen, wie er sagte". Aber Heemskerke rüstete sich nach Hause, er hatte die Wohlgewogenheit der Kurutzen nicht sehr nötig und politisierte lieber mit dem Wiener Hof als mit Thököly. In Wien angelangt, wollte er den Hof glauben machen, daß der Friede zwischen den kriegführenden Parteien nicht geschlossen werden könne, wenn die Sieger an den bisher eroberten Gebieten festhalten. Bald ging er vorsichtig an die Aufgabe, Thököly seiner traurigen Lage zu entreißen. Die siebenbürgische Fürstenwürde erwähnte er vor dem Hofe nicht; aber er bat den Kaiser, Thököly zu begnadigen, ihm seine Güter zurückzugeben und ihn zum Reichsfürsten zu ernennen. Er erörterte, welchen Vorteil der Kaiser aus Thökölys leichter Reiterei ziehen könnte. Heemskerke dachte, daß es nach Annahme dieser Bedingungen Thököly ein Leichtes sein würde, das übrige zu erlangen.

Aber in Wien entsetzte man sich über den Gedanken, daß der Kaiser mit dem Rebellen „quasi de pari" unterhandeln solle.[11])

Im Anfang des Jahres 1696 wurde Thököly durch große Armut bewogen, sich neuerdings an Paget zu wenden. Er bat von ihm Geld und die Erlaubnis, sich nach England zurückzuziehen. Er versprach aufs neue, daß er für den König von England Truppen sammeln würde. Paget bedauerte ihn, zürnte ihm aber auch, weil er wahrnahm, daß er, während er einerseits den Feinden der Franzosen Treue verhieß, andrerseits mit den französischen Diplomaten und Jesuiten in fortwährender Berührung blieb. Paget empfahl Thököly dem König von England nicht mit großer Wärme,

---

[11]) Über Heemskerke: sein Brief vom 21. Nov. 1694, ferner das Protokoll seiner mit Kinsky gehaltenen 1695-er Konferenz. (Wiener Staatsarchiv: Turcica.) Thökölys Diarium bei Iván Nagy, S. 355—669. II, und The Lexington Papers by Sutton, London, 1852. Anmerkung des Herausgebers zum Briefe Lexingtons vom 3. Juli 1697.

aber er entschuldigte ihn damit, daß „necessitas cogit ad turpia“, und hätte es gerne gesehen, wenn ihm seine Regierung in Bezug auf den heimatlosen Fürsten eine günstigere Instruktion geschickt hätte.[12])

Dazu hätte indessen König Wilhelm auch dann keine Lust gehabt, wenn er in der Lage gewesen wäre, für die Unabhängigkeit Siebenbürgens etwas zu tun. Denn in diesem Falle würde er seine große Autorität im Interesse seines Mündels, des jungen Apafi, in die Wage geworfen haben. Apafi vergaß nicht, daß er den mächtigen König zum Vormund habe. Ende 1696 erbat er sich auf dem Wege der englischen Gesandtschaft die Unterstützung Wilhelms. Im Frühling des folgenden Jahres, ungefähr zu der Zeit, wo er seinen Fürstenrechten zu Gunsten Leopolds formell entsagte hatte, bat er Wilhelm, er möchte gelegentlich der bevorstehenden Friedensverhandlungen Siebenbürgens und des dortigen Zustandes der Kirche eingedenk sein, denn die siebenbürgischen Glaubensgemeinden und Schulen — schreibt Apafi — stehen und fallen mit der Fürstenwürde. Daraus ersieht man, daß Apafi nur scheinbar der Hoffnung auf die Fürstenwürde entsagt habe.[13])

Es war aber nicht die Schuld der englischen Regierung, daß sich Apafi in seiner Hoffnung täuschte. Vor Eröffnung des Friedenskongresses mußten sich die kriegführenden Parteien hinsichtlich gewisser Punkte einigen. Das Einigwerden war eine Aufgabe der Gesandten der vermittelnden Mächte. Es entwickelte sich wieder eine hitzige Debatte wegen des Besitzes Siebenbürgens. Maurocordato sagte zu Paget, der Kaiser könnte sich mit dem großen Gebietszuwachs begnügen und gestatten, daß Siebenbürgen einen nationalen Fürsten frei wähle. Paget, wohl wissend, daß der Hof seit der Schlacht von Slankamen in dieser Frage unbeugsam sei, wollte Maurocordato von der Aufrechterhaltung seiner Forderung abreden. Aber weil er die Hartnäckigkeit der türkischen Politik nicht brechen konnte, schickte er anfangs März 1696 seinem Hofe dennoch die Note Maurocordatos, deren erster Punkt die Forderung Siebenbürgens war. Ja, unmittelbar vor der offiziellen Eröff-

---

[12]) Pagets Berichte vom Jahre 1696 (Public Record Office).

[13]) Alexius Jakab: Az utolsó Apafi (Der letzte Apafi, Magyar Tört. Tár., XXI. S. 103, 267. II.) Apafis Brief an Wilhelm III. (Additional Manuscripts, 21, 523. British Museum). Alexius Jakab schreibt den Namen des englischen Gesandten Sutton (Lexington) Schmetan.

nung des Karlowitzer Kongresses gab Paget dem Drängen Maurocordatos noch einmal nach und übergab den Kaiserlichen die erwähnte türkische Forderung, obgleich er eingestand, daß diese Rolle auch ihm unangenehm sei. Es ist dennoch eigentümlich, daß er sie übernahm. Wir müssen voraussetzen, daß es ihm willkommen gewesen wäre, wenn sich die Kaiserlichen in die Wiederherstellung der freien Fürstenwahl in Siebenbürgen gefügt hätten.[14])

Bei alledem durchblickte Paget die Lage und er war auch bemüht, die Türken vor der Urgierung der siebenbürgischen Frage abzubringen.

---

[14]) Ignaz Acsády: A karloviczi béke története (Geschichte des Karlowitzer Friedens) Budapest, 1899 (Ért. a tört. tud. köréből Abh. (aus dem Kreise der hist. Wissenschaften) Schlick an Kinsky, 1698, 8. Nov. und Extrait d'une lettre de Mylord Paget, 23 janvier 1698 (Turcica a. a. O.).

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und die Seelenfrage.

Ein Beitrag von **Adolf Prack**, Purkersdorf.

In dem Aufsatze „Goethe und Leibnitz" haben wir uns darzulegen bemüht, wie Goethe die Selbständigkeit des Seelenwesens auf die Monadologie des Leibnitz stützte. Sagte er ja noch zuletzt, am 3. März 1830, zu Eckermann: „es sei ihm die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Mensch abschüttelt, was ihm nicht gemäß ist, ein Beweis dafür, daß so etwas (wie die Entelegie oder Seele) existiere; — auch schon Leibnitz habe über solche selbständige Wesen, die er Monaden nannte, ähnliche Gedanken gehabt."

Gegen die Frage der Substantialität oder des wirklichen Bestandes einer Seele verschließt sich zum voraus freilich jedermann, der sie in religiösen Seelenkult erzogen und mit der Frage weniger bekannt, schon bei ihrem bloßen Aufstellen, als ein aus mißliebigen Skeptizismus und Unglauben erwachsenes Unkraut, mindestens als eine Frivolität ansieht. Aber noch andere können zweifeln, ob denn wirklich Goethe, der nach so vielen Zeugnissen seiner Werke und nach bedeutenden Monographien an religiösen Überzeugungen festhielt, diese Frage ventiliert habe? Eben vernahmen wir ja, können sie einwenden, daß Goethe sich die Monaden des Leibnitz aneignete. Wie sollte auch er, der in den höchsten Ideen von Gott und Welt, daher gewiß auch im Seelenbegriff nach einem einheitlichen Ganzen strebte, an einer ewigen Ideenzersetzung Gefallen gefunden haben, welche da, wo die Natur ein Ganzes aufweist oder hinstellt, entwickelt, zusammenhält, oder wo der Geist es gebieterisch fordert, schließlich beim Nichts ankommt? Hat nicht

Goethe sich damit beschieden: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare, wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen, wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“ (?) Es ist allerdings nicht mit wenig Worten zu sagen, wie Goethe die Frage erledigt, aber vorgebracht hat er sie direkt in dem Gedichte: „Die Weisen und die Leute.“

Es sollen da vierzehn der angesehensten, in einem Haine versammelten Philosophen des alten Griechenlands dazu verhalten, um herandrängenden, stets nach dem mühelosen Erwerb der köstlichsten Dinge haschenden Plebejern auf geschwinde Fragen bündige Aufschlüsse über die höchsten Probleme der Menschheit zu geben. Die Befragten, einigermaßen vorbereitet, fertigen die Flachköpfe mit Erwiderungen ab, die ausweichend oder derb zurückweisend lauten und nur hie und da Lehren von allgemeinem Nutzen geben. Auf die Frage: „Haust wirklich eine Seel' in mir?“ antwortet Mimnerus, ein erotischer Dichter aus Solons Zeit: „Das frage deine Gäste; denn siehst du, ich gestehe dir: Das artige Wesen, das entzückt, sich selbst und andere beglückt, das möcht' ich Seele nennen.“ Und auf die Frage: „Was ist der Geist?“ erwidert der den sieben Weisen Griechenlands beigezählte Kleobulus: „Was man so Geist gewöhnlich nennt: Antwortet, aber fragt nicht.“

Seitdem die Kritik der reinen Vernunft einen neuen Gesichtspunkt über den objektiven Wert unserer äußeren und inneren Wahrnehmungen dahin weisend eröffnete, daß wir mit ihnen das wahre Wesen der Dinge nicht ergründen, und uns daher auch Körper und Geist bloß nach ihren Erscheinungen bekannt werden und seitdem Kant die sogenannte nationale Psychologie nicht mehr als Wissenschaft vom menschlichen Geiste, sondern als Disziplin (Zucht- oder Ordnungslehre) bezeichnete, war die Seelenlehre zwar noch dualistisch, wie besonders von dem Kantianer Friedrich Heinr. Jacobi und von seinen Anhängern behandelt worden; allmählich aber wurde sie mehr und mehr auf den Boden der Erfahrung eingeschränkt, wo sie nach den Fortschritten der Naturwissenschaften an Ausdehnung, vornehmlich in den Zweigen der Psychiatrie und Psychopathie gewonnen hat, während die Transzendental-Psychologie[1]) und Metaphysik viel seltener bearbeitet worden sind.

---

[1]) Wir erlauben uns hier auf ein modernes, sehr gutes Werk: „Transcendentalpsychologie“, ein kritisch-philosophischer Entwurf von Dr. Otto Schneider (Küstrin), Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1891, aufmerksam zu machen.

Im Sinne der ersten Kantschen Kritik äußerte auch Adolf Trendelenburg: „Wo die Seele Anspruch macht, nicht bloß als Resultat, sondern als Prinzip zu gelten, da geht sie in die Wissenschaft der Prinzipien zurück.“ Unser Empfinden, Denken und Wollen wird allerdings durch die Einheit unseres Bewußtseins zusammengefaßt; aber hinter und außer den eben genannten Vermögen, geistigen Kräften und Zuständen, ist ein besonderes Seelenwesen nicht aufzeigbar.

Mag nun die Wissenschaft überwiegend die Seele als eine Begriffsdichtung ansehen, so bleibt es nichtsdestoweniger ein ansehnliches Verdienst, daß auf die Notwendigkeit einer allgemeinen psychologischen Hypothese aus naturwissenschaftlichen wie aus philosophischen Gründen in neuerer Zeit wieder hingewiesen wurde.[2])

So auch hat es, trotz ihrer Selbstbeschränkung auf den engeren Kreis, die Wissenschaft der Psychologie nicht entraten können, in Verbindung mit der philosophischen Weltansicht zu bleiben, was besonders Goethe in der dritten Abteilung seiner Maximen und Reflexionen angedeutet hat: „Kenne ich mein Verhältnis zu mir selbst und zur Außenwelt, so heiß' ich's Wahrheit.“

Wir wollen uns nun vergegenwärtigen, was der Denker Goethe zur Einschränkung der Seelenlehre auf den heutigen Standpunkt durch seinen philosophischen Einfluß beigetragen habe.

Bei Würdigung größerer, auch philosophierender Dichter kann man sich wohl nicht streng auf den Standpunkt der stets trennenden, sorgsam einteilenden Philosophie stellen. Wenn ein Dichtergeist, wie Goethe, bei Philosophen öfters zu Gast ist und dann noch Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhaltes schreibt, wer möchte es unternehmen, seine gemengten und zerstreuten Werkstücke herausgelöst unter die heute nach gelehrtem Schulbetrieb zersägte Seelenlehre, in wissenschaftliche Anordnung zu bringen; sie unter die psychologischen Begriffsfächer des seelischen Einzelnwesens, der Gesellschaftsklassen, der Völkerschaften usw. einzuteilen, ohne den

---

[2]) Wir nennen hier besonders: „Die Hypothese der Seele“ von Dr. Udalrich Kramař, Leipzig, Dunkler und Humblot 1898, in zwei Bänden, und: „Die Energie des lebenden Organismus und ihre psycho-biologische Bedeutung“ von W. v. Bechterew. Wiesbaden, Verlag von Bergmann, 1902, enthalten in den Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. 16. Heft.

seinen Duft des Zerblätterns, den Vollwert des Ganzen zu verlieren? Nach den grundsätzlichen Aussprüchen des Dichters mit wenig Strichen eine Kreideskizze über einige Hauptpunkte der Seelenlehre zu entwerfen, wenn es gelingt, die in fortschreitender Ordnung entwickelten Grundsätze seines Monismus, der methodischen Forschung auf dem Wege der Entwicklungslehre und einer unmittelbaren geistigen Intuition mit ihren Quellen zu vergleichen, dürfte eher verstattet sein. Bei Goethe begegnet man da nicht nur der Schwierigkeit, ein harmonisches Ganze seiner Weltansicht zu erreichen, sondern man gerät gleich an die bekannte Mangelhaftigkeit seiner Selbstkenntnis, an seine regelmäßige Abkehr von aller Beflissenheit nach derselben; an seine Neigung zu pantheistischen Lehren, welche die Seelenlehre in einen Winkel drängen, und an die durch seinen Entwicklungsgang bedingte Verschiedenheit seiner Gesichtspunkte.

Selbstschau und Selbstkenntnis hat Goethe so oft geringschätzig behandelt, daß man die einzige, wirkliche Ausnahme nur in einer Bemerkung, sozusagen Randglosse, finden kann, welche er erst im Jahre 1821 zu J. Purkinjes „Schrift über das Sehen in subjektiver Hinsicht“, gleich während des Lesens „flüchtig diktiert hat“. Erfreut über die zu Tage gebrachten Forschungsergebnisse, deren Bekanntgabe Welt und Wissenschaft als seltenes Glück entgegen nehmen sollen, will er auch die Methode des gesunden Hineinblickens in sich selbst, das reine Schauen in die unerforschte Tiefe als eine „seltene Gabe“ gelten lassen. (Sie wäre ja der seltenen Erleuchtung von oben in bevorzugten Geistern ziemlich gleich.)

Ausnahmen bedingen und bestätigen die Regel, welche mit der ganzen Art seines Denkens und Schaffens verwachsen war, so daß er noch im März 1825 und Juni 1826, während seiner Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller gegen die Selbstkenntnis sprach: „wie man eigentlich sei, müsse man von anderen erfahren.“ Die ersten Kennzeichen von Goethes Abneigung entdeckt man darin, daß er schon in seinem dichterischen Schaffen einen hellen Schlafwandel, eine gewisse Blindheit sich zuschrieb: „wenn er schreibe, so wisse er nicht, was er schreibe; er wühle nur so auf's Papier hin.“ Mit den Zuständen teilweiser Entrückung, in Gesichten, Ahnungen u. dgl. erinnert er an Dante. Nehmen wir weiter die Sprüche. „Erkenne dich! — Was soll das heißen? Es heißt:

Sei nur und sei auch nicht. Es ist ein Spruch der lieben Weisen, der sich in Kürze widerspricht." — „Erkenne dich! Was hab' ich da für Lohn? Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon." — „Niemand wird sich selber kennen, sich von seinem Selbst-Ich trennen; doch probier' er jeden Tag, was nach außen endlich klar, was er ist und was er war, was er kann und was er mag." (Zahme Xenien, VI, 123); dann die Prosasprüche Nr. 2 und 456 (Hempels Goethe-Ausgabe): „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun und du weißt gleich, was an dir ist."

Als Dr. Heinroth in seiner Anthropologie Goethe ein sogenanntes gegenständliches, das heißt: ein von den Gegenständen sich nicht absonderndes Denken zuschrieb, genehmigte im Jahre 1823 der Gefeierte diese Bezeichnung seiner Denkart mit dem Anhange: „Er sehe Selbstkenntnis für eine unerreichbare Forderung an, welche zur inneren, falschen Beschaulichkeit verleitet; denn der Mensch kenne nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird." — Der im Prosaspruche Nr. 456 erteilte praktische Rat: einigermaßen auf sich selbst acht zu geben und von sich Notiz zu nehmen, dient zum Verständnisse dessen, was über die Selbstkenntnis im Aufsatze: „Shakespeare und kein Ende" gesagt wird: „Das Bewußtsein eigener Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst ist für den Menschen das Höchste, denn — es gibt die Einleitung, auch fremde Gemütsarten innig zu kennen und darum ist auch Shakespeare so groß, weil nicht leicht jemand die Welt so gewahr wird, wie er; denn seine Charaktere sind wie Uhren mit Zifferblättern von durchsichtigem Glas; sie zeigen uns die Stunden, wie andere und auch der innere Mechanismus ist deutlich zu erkennen."

Wohl hat auch Kant vor dem Hang zum Insichgekehrtsein gewarnt, weil er leicht zu Schwärmerei und Gemütskrankheiten führen kann; aber er bestand doch darauf, daß nur der innere Sinn es ist, der zur Erkenntnis des Gemütes und des Seelischen führt. Wollen wir auch nicht schon zu der am weitesten abgehenden Richtung halten, die von Fried. Ed. Beneke (1820) bis Herrmann Wolff (1892 Kosmos) behauptet, daß die vollkommen wahre Erkenntnis nur jene sei, die wir aus unserem Selbstbewußtsein besitzen, während die Erkenntnis der Welt immer

unvollkommen sei, so müssen wir doch darauf kommen, daß bei Erforschung des Seelenwesens die Selbstbeobachtung stets für unerläßlich angesehen, und selbst von den Weg- und Wortführern auf einer neuen Bahn (Gust. Theod. Fechner, Wilh. Wundt, M. Lazarus, Herbert Spencer u. a.) der Fingerzeig nach innen und nach dem Seelenvermögen, wenn es auch nur nach den Erscheinungen behandelt wird, ausgestreckt blieb. Schopenhauer hat das gegenständliche Denken und die anschauende Erkenntnis, besonders mit Bedacht auf Goethe, als ein Erfassen der (platonischen) Ideen durch den Genius, in eine übersinnliche Höhe gehoben (Parerga, Kap. XIX) und diese geniale Anschauungsweise sich selber beigelegt. „Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder; alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut", sagte in den Xenien eben Goethe vom wissenschaftlichen Genie. Doch übersehen wir heute nicht mehr, wie vor, neben und nach Goethe falsche Genialität in phantastischen Ikarusflügen Abstürze erlitt und wie namentlich in der Romantik eine Traumwelt geschaffen wurde, welche der geschichtlich, auf die Menschennatur gebauten Seelenlehre geradezu feindlich gegenüberstand. Übrigens hat selbst Schopenhauer, obwohl er manche Ideen Goethes aufnahm und verarbeitete, eine der Entwicklungslehre desselben fremde Richtung in der Seelenlehre eingeschlagen, da er, ein Gegner Spinozas, vom Anfange an das Seelenwesen, selbst bei niedrigen Geschöpfen, nur in die Natur des Willens legt, den er als Substanz aller Dinge von dem als bloßes Akzidenz nachkommenden Bewußtsein so trennt und auseinanderhält, daß der substantielle Begriff der Seele eine sprachwidrige Verkürzung des Inhaltes erleidet. Und doch war Schopenhauer mit dem Axiom: „Das Wesen an sich des Menschen kann nur im Verein mit dem an sich aller Dinge, also der Welt, verstanden werden", wie wir sehen werden, von Goethes Ansicht ausgegangen.

Eine durchdringende Anschauung der Dinge vergeistigt die Außenwelt, indem sie die eigenen Seelenzustände hineinlegt. So mußte auch Goethe durch sie auf der Grenze des Sinnlichen beim Übersinnlichen ankommen oder, wie er öfters sich ausdrückt: „Bei den Urphänomenen". Ähnlich unterlegte Kant der Natur, als Erscheinung, das Übersinnliche. (§ 78, Kritik der Urteilskraft.) Jene vortrefflichen Kenner Goethes: Schiller und Fried. Theod. Vischer, welche von einem, der Dichternatur desselben eigenen, scharfen

Seherblick — „von einem Blicke, der so rein auf den Dingen ruht“ — gesprochen haben, dürften eine der Eigenheit dieser Geistesgabe noch näher kommende Bezeichnung getroffen haben, weil jede unmittelbare Anschauung zwar den Anschauenden überzeugt aber ebensogut Glauben, als Wissen sein und heißen kann. Ausgang und Standesbeschaffenheit seiner Anschauung dürfen insoweit naiv-natürlich genannt werden, als er selbst bekennt, daß er sich in seiner Beobachtung immerdar auf die Sinne angewiesen sah. Was über die Sinneswahrnehmungen geht, auch das Größte und das Kleinste (das nur durch künstliche Mittel dem Menschen zu vergegenwärtigen), das blieb ihm unbegreiflich, obwohl er jene segnete, welche die „höheren Regionen“ zu ihm herabbringen. (Prosaspr. Nr. 843.) Damit hat er, weil er sie nicht gestalten konnte, die „Metaphysik“ im gewöhnlichen Sinne und als Wissen abgelehnt, dem rein subjektiven Glauben, in einem streng umgrenzten Felde sein Recht lassend. Er befindet sich gewissermaßen auf dem Stande der englischen „Sensualisten“, namentlich Lockes und Humes, einer von Kant überstiegenen Vorstufe. „Wer das Höchste will, sagt er, muß das Ganze wollen, wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen.“ Was Goethe schon im Jahre 1770 zur Verteidigung Giordano Brunos gegen die Angriffe Pierre Bayles zu Straßburg in sein Tagebuch schrieb: „Getrennt über Gott und Natur abhandeln, ist schwierig und gefährlich; gerade, als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir kennen die Seele nur durch Mittel des Leibes, Gott nur durch Erkenntnis der Natur“ — das wiederholte er noch im Jahre 1824, in einem Aufsatze über „Die Psychologie des Ernst Stiedenroth“ und fährt darin fort: „Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand zu einer entschiedenen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch die vorwaltende sei, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat und warum er sich selbst manchmal als augenblicklicher Gegner aufstößt.“ Geleitet von der Vorstellung einer allgemeinen Beseeltheit des Stoffes, hielt er an einer Lehre fest, welche schon im Jugendalter der griechischen Philosophie, bei den Joniern: Thales, Anaximenes, Diogenes von Appollonia und Heraklit aufgeblüht

war und unter dem Namen Hylozoismus bekannt ist. Aus dem entschiedenen Mißfallen an dem verblichenen, groben Materialismus eines Holbach, Lamettrie u. a., welchen er totenhaft und lächerlich nennt (Dichtung und Wahrheit, II. Teil, 11. Buch), und aus der Billigung, mit welcher er den Abfall der Franzosen vom groben „Sensualismus" begleitet (Prosasp. Nr. 446), ist sicher, daß er die einheitliche Entwicklungslehre des „Hylozoismus" für den einzigen Durchgang zwischen den Gegensätzen des Idealismus und Materialismus und nicht für eine versteckte oder höhere Art des letzteren ansah. Indem der „Hylozoismus" dahin treibt, auch eine Beseelung aller Atome anzunehmen, findet Goethe: „der atomistische Begriff ist nah und bequem zur Hand und wir scheuen uns nicht, ihn auch in organischen Fällen anzuwenden."

Allein die einzelne Empfindung läßt sich von den übrigen bewußten Erregungen nicht atomistisch absondern, oder aus dem Zusammenhange des Bewußtseins herausnehmen.[3]) Heute wird auch von den sogenannten „Neovitalisten" anerkannt, daß das menschliche Bewußtsein einem Grunde entstammt, der nicht mehr ins Bewußtsein fällt. Aus dem bisherigen Bestande ist zu entnehmen, daß Goethe von einer, dem Kritizismus entgegengesetzten Richtung her, — noch unabhängig von Kant und schon vor dem Jahre 1781 (dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft) ein Zeichen zur Scheidung der Seelenlehre von der Metaphysik gab und so mit dem, auf dem Wege der Kritik und Erkenntnistheorie von Kant gewonnenen gleichen Ergebnisse zusammenstimmte. Da jedoch vor weiterer Übereinkunft mit diesem führenden Geiste auf Goethes Philosophie noch verschiedene Weltanschauungen einwirkten, so müssen wir auch auf diese Rücksicht nehmen. Von den Alten ist es vornehmlich der Vater der Hylozoisten, der Verehrer der lebendigen Anschauung und nebenbei Wegweiser ins Reich der Mystik, der Ephesier Heraklit, der im 71. Bruchstück von dem tiefen, unergründlichen Versteck der Seele sagt: „Grenzen der Seele wirst du nicht auffinden, wenn du auch jeden Weg auswandelst; so tief und sinnvoll ist es mit ihr bestellt." — Goethe folgte diesem nach in den Prosasprüchen Nr. 4, 432, 913 und 1029, wo er von der weltweiten und welttiefen Seele sagt: „Das

---

[3]) Vgl. Alois Riehl: „Der Kritizismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft", II. Bd., 2. Abteilung. Leipzig bei W. Engelmann, 1879.

Eingreifen der lebendig beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt bewirkt, daß sie sich selbst als innerlich Grenzenloses gewahr wird." — Schon Heraklit lehrte die Unzerstörbarkeit des Lebens in allen Gegensätzen (von Leben und Tod). Wie er mißt auch Goethe nicht in gleicher Weise den Seelen Unsterblichkeit zu. (Vergl. Gespräch mit Eckermann vom 1. September 1829.) Heraklits Wächter für Lebende und Tote (Frag. 123) erinnern an die „Mütter" im 2. Teile des Faust. Insbesondere aber könnte die Grundlehre vom „allgemeinen Fluß aller Dinge" (vom ewigen Werden) oder vom Übergange der Gegenpole ineinander, auf Goethes philosophische und religiöse Entwicklung ihre Anwendung finden. Die Einwirkung der Ideen Platons auf ihn offenbart sich in dem zweiten Teile der Farbenlehre (Aufsatz über Roger Bacon), wo folgende Grundsätze niedergelegt werden: „Alles in der Natur, dem man ein Wesen, ein Dasein zuschreiben kann, vervielfältigt sich ins Unendliche — dadurch geschieht es denn, daß immerfort Gleichbilder, Gleichnisse, Abbildungen als zweite Selbstheiten von den ersten ausgehen — nun liegt zwischen der wirkenden Tugend und zwischen dem gewirkten Abbild ein Drittes in der Mitte, aus der Wirklichkeit des ersten und der Möglichkeit des zweiten zusammengesetzt. Für dieses Dritte, was zugleich wirkt und unwirksam bleiben kann, was zu gleicher Zeit das allerhöchst Schaffende und in demselben Augenblick wieder das allervollkommenste Nichts ist, hat man kein schicklicheres Gleichnis finden können, als das menschliche Wollen, Intention, welches alle Widersprüche in sich vereinigt." Johannes Falk (Werke 2. S. 276 ff.) hat auf diese Nachfolge zu Platon zuerst aufmerksam gemacht und sie gemeinverständlich erläutert (siehe auch Spruch Nr. 962).

Nach Art und Methode der Forschung analytisch geht Goethe wie Plato von einer Idee aus; in der Gesamtansicht über das Grundwesen der Seele steht er aber dem Aristoteles näher als dem Platon. Jenem ist die Seele das Wesen und die Form des Körpers, das heißt, sie ist für ihn formgebend und organisierend. Aristoteles unterscheidet auch die empfindende und begehrende Seele von dem erkennenden Geiste (Noëtikon), spricht aber nur für die erste die Notwendigkeit der sinnlichen Unterlage klar und deutlich aus. Unter dem dem Stagiriten entlehnten Ausdrucke: „Entelechie" versteht Goethe die unzerstörbare Lebenskraft von ihrer ersten Wirksamkeit; auch eine auf der höchsten Stufe stehende Monade. Nach dem Be=

griffe der Entelechie als individueller Substanz ist die Unsterblichkeit der Seele keines Beweises bedürftig. Im festen Glauben an sie beharrte Goethe schon auf Grund des nach den Naturgesetzen feststehenden ewigen Aufsteigens in der Entwicklung der Wesen.

W. Goethe huldigte übrigens nebstbei dem schon von Empedokles aufgestellten Grundsatze: daß gleiches nur von gleichem erkannt wird (vergl. die letzten Worte des Erdgeistes an Faust und bei Eckermann, 11. März 1828) — welcher Grundsatz von Aristoteles als unhaltbar erklärt wurde.

Von allen philosophischen Einflüssen auf Goethe wurde lange jener vorangestellt, welchen die Lehre Spinozas ausübte, während gerade sie seiner Denkungsart über das Seelenwesen nicht dauernd Genüge leisten konnte. Bei Spinoza sind Leib und Seele nur unter den verschiedenen Namen: „Ausdehnung und Denken" zusammenzulegende „Attribute derselben ewigen Substanz", welcher allein Wirklichkeit zukommt. Die besondere Daseinsform (Modus) des Denkens und die Daseinsform der Ausdehnung — also Geist und Stoff (Materie) — sind in der Gottheit geheimnisvoll vereint, haben aber miteinander nichts gemein. Die Menschenseele soll nichts als der unmittelbare Begriff des Körpers sein und, insofern ihr Vernunftideen von der Gottheit zufließen, ist sie in ihr eingeschlossen. Auch der Wille ist es, weil er schon mit der Erkenntnis gegeben und daher als Modus der „ewigen Substanz" in dieser enthalten sein soll. Da nun die Ordnung und Verbindung der Vorstellungen und Ideen nach Spinoza dieselbe ist, wie die Ordnung und Verbindung der Dinge, so ist der Wille kein Selbstherrscher, und die Seele hat nicht einmal die freie Bewegung, sich Vorstellungen zu bilden. Man halte dagegen das überall durchblickende Freiheitsbedürfnis Goethes zur selbsteigenen Anpassung und Gestaltung in Kunst und Wissenschaft! „Frei will ich sein im Denken und im Dichten; im Handeln schränkt genug die Welt mich ein," ruft er aus! — — — Nach Spinoza ist unsere Erkenntnis Gottes „vollkommen und zureichend". (Eth. 3, T. 46, 47.) Goethe will, daß wir an den göttlichen Geheimnissen gar nicht rühren, — „da wir vom höchsten, allbedingenden und allbefreienden Wesen nach unseren Begriffen so viel wie nichts wissen können". (Bei Eckermann am 31. Dezember 1823 und 23. Februar 1831.) Gewissensbisse nennt Spinoza die Traurig-

keit, deren Ursache Bilder vergangener Gegenstände sind, erzeugt von dem plötzlichen Auftreten der Überraschung. (Conscientia morsus est tristitia. Affect. def. 16, 17.) Goethe sagt: „Sofort nun wende dich nach innen; das Zentrum findest du da drinnen, woran kein Edler zweifeln mag. Wirst keine Regel da vermissen; denn das selbständige Gewissen ist Sonne deinem Sittentag." (Vermächtnis.) — „Der Wille muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen, dem Gewissen, das nicht irrt, fügen. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn; mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der eigenen Welt zu tun." (P. Sprüche Nr. 779.) In den Materialien zur Geschichte der Farbenlehre wird der gute Wille, der seiner Natur nach auf das Rechte gerichtet ist, für die Hauptgrundlage der Sittlichkeit erklärt und von dem Wollen der Natur dadurch unterschieden, daß dieses auf die äußere Natur und die Tat sich bezieht, während der Wille dem inneren Menschen und der Freiheit gehört. Ausdrücklich hat Goethe anerkannt, daß die Menschenseele ein ganz selbständiges Wesen ist, das sich zwar mit seinen Anlagen aus dem Körper entwickelt (vergl. Eckermann 3. März 1830) und dessen Zusammenhang mit dem Leibe, wie die Natur Gottes — „ein ewiges Problem" bildet (ebendort 1. September 1829); welches Wesen aber, von göttlichen Eingebungen und Ideen erleuchtet, fähig ist, im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, in eine obere Region sich zu erheben und an das erste Wesen anzunähern. (Vergl. Anschauende Urteilskraft.) In den Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler Fried. von Müller vom 22. Jänner 1819 und 20. Februar 1821 finden wir, daß Goethe sich über Schopenhauers Verurteilung des Spinozismus lobend ausgesprochen hat und daß er Spinoza selbst in eine Reihe mit anderen Ketzern stellte. Da nun Schopenhauer dem Spinoza zum Vorwurf macht, daß er die anschauliche Vorstellung aus der abstrakten und aus dem Begriffe der Substanz entspringen ließ, während in Wahrheit die abstrakte Vorstellung aus der anschaulichen entsteht, mußte Goethe einem solchen Vorwurfe wohl beistimmen. Das vielberufene, tiefsinnige Buch des Hegelianers Theod. Wilh. Danzel „Goethes Spinozismus" (2. Aufl., Hamburg 1850) führt zu dem Schlusse, daß zwar das System, aber nicht der große Grundgedanke Spinozas widerlegt sei, womit offenbar die Idee des Innewohnens, der „Immanenz" oder „Inhärenz" Gottes in

der Welt verstanden ist. Indem endlich Goethe dahin kam, zu finden: „Alles Spinozistische wird in der poetischen Produktion Machiavellismus" — habe er das Bewußtsein erlangt, daß bei Spinoza nichts anderes stattfindet, als eine endlose Bedingung der endlichen Dinge. Dabei werde alle Erkenntnis, welche doch für ewig ausgegeben wird, schließlich zu einer bloß menschlichen, weil immer das „Individuum" Quelle und Inhalt der höchsten Erkenntnis bleibt. Für das praktische Leben und Handeln sei Spinozas Lehre wegen des Mangels an Willensfreiheit — unbrauchbar. Nachdem Goethes Selbstbewußtsein an den Kritiken Kants erwacht war, habe er Spinozas Lehre zu einer eigenen Produktion verarbeitet und die „Metamorphose der Pflanzen" ganz im Sinne Kants verfaßt. Über die Ausgleichung, welche die beiden Gegner Spinoza und Kant, bei und in Goethe gefunden haben sollen, vermochte der Hegelianer Danzel eine befriedigende Lösung nicht zu geben; doch haben wir tiefe Aufschlüsse über das annähernde Verhältnis und die bleibenden Unterschiede beider durch Friede Paulsens unübertreffliches Werk über Kant (Stuttgart bei Fromann 1898, S. 257, 265 ff.) erhalten.

Das Geheimnis der spinozistischen Vereinigung der entgegengesetzten Dinge Geist und Materie (in Gott) zu enthüllen, wurden früher Erklärungsversuche angestellt: von Kuno Fischer, J. E. Erdmann, J. Volkelt, Trendelenburg, Wahle, Thomas und Windelband, ohne daß einer alle Zweifel beseitigt hätte und unangefochten geblieben wäre. Die einzige von der Erkenntnistheorie Kants gebrachte Lösung besteht heute noch so aufrecht und fest, wie seine allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. (Königsberg und Leipzig 1775.)

Wenn gewisse philosophierende Naturforscher der Neuzeit sich brüsten, daß sie mit der Entwicklungslehre nach Darwin noch auf den Schultern Spinozas stehen, der sich mit Naturforschung so tiefgehend, wie Kant gewiß nicht beschäftigt hat, so mag es ja sein, daß die lebendige Vereinigung von Bewegung und Empfindung in der Materie — dem Verbande von Denken und Ausdehnung in der Substanz ähnlich oder verwandt ist. Bei Spinoza aber steht die einzige Wirklichkeit des All-Einen der Eigengeistigkeit (Autonomie) und der ewigen Fortbildung der Einzelwesen im Sinne Goethes entgegen; denn durch diese wird eben die Einheit der in allen lebenden Substanz beständig aufgehoben. Aus dem

Schattenhaften, welches der Spinozismus auf den Seelenbegriff wirft, wird die Monadenlehre des Leibnitz klar, welche von der Selbstheit der Seele Besitz ergreifend, auch als eine Erweiterung des Hylozoismus angesehen werden kann. Goethe, Herder und noch so manche andere sahen beide Lehren noch für vereinbar an. (Dichtung und Wahrheit, 2. T., 26. Buch.) Man sagt: Für Leibnitz ist die Seele ein Substanzatom, das seinem Begriffe nach, als Monade, durch Vorstellungen bleibend tätig ist. Die tatsächliche Abscheidung der Monadenlehre vom Spinozismus vollzieht sich aber schon dadurch, daß bei ihr die Unterschiede der Dinge als in ihnen selbst liegend erkannt werden und daß auf der Erkenntnis dieser Unterschiede unser ganzes Denken ruht, wie das Erdenleben überhaupt in der Beschränkung auf Einzelwesen. Goethe, der auch die Persönlichkeit als das höchste Glück der Erdenkinder preist, trieb ein natürlicher Zug zur Monadenlehre.

Für Goethes Übergang zu der Philosophie des Leibnitz scheint uns der von ihm der Frau von Stein in die Feder diktierte, erst spät bekanntgewordene Aufsatz (von Suphan im 12. Band des Goethe-Jahrbuches für 1891, Seite 4 ff. veröffentlicht), der eine Frucht der italienischen Reise sein soll, einen wichtigen Beleg gebracht zu haben: „Ein lebendig existierendes Ding, heißt es darin, kann durch nichts gemessen werden, was außer ihm ist, — sondern, wenn es ja geschehen sollte, müßte es den Maßstab dazu selbst hergeben. Dieser aber ist höchst geistig und kann durch die Sinne nicht gefunden werden. In jedem lebendigen Wesen sind das, was wir Teile nennen, dergestalt unzertrennlich im ganzen, daß sie nur in und mit demselben begriffen werden können, weder die Teile zum Maßstab des Ganzen, noch das Ganze zum Maßstab der Teile angewendet werden; und so nimmt ein eingeschränktes, lebendiges Wesen teil an der Unendlichkeit, oder vielmehr, es hat etwas Unendliches in sich, wenn wir nicht lieber sagen wollen, daß wir den Begriff der Existenz und der Vollkommenheit des eingeschränktesten lebendigen Wesens nicht ganz fassen können und es also ebenso, wie das ungeheure Ganze, in dem alle Existenzen begriffen sind, für unendlich erklären müssen." — — „Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte; ich weiß es, sie sind ewig, denn sie *sind*", sagt Tasso. Daß mit dem vorstehenden Aufsatze ein pantheistisches Glaubensbekenntnis vereinbar ist, muß im Sinne Goethes zugegeben werden, weil er

die Unendlichkeit des Einzelwesens immer noch auf dem gefesteten Zusammenhang gründet, indem es in unendlich vielen Anknüpfungspunkten mit dem ungeheuren Ganzen steht. Zur Erklärung der Vorstellungsweise, in welcher unser philosophischer Dichter das Festhalten an der eigenen Persönlichkeit (die Monaden) mit dem Glauben an den All-Einen oder an den einheitlichen Geist (den Individualismus mit dem Pantheismus) vereinte, mag uns ein anderer Denker verhelfen, der ein weit beständigerer Verehrer der Weltseele als Goethe da drüben lebte, wo auch der Spiritismus in Blüte steht: „Von Innen heraus, sagt R. W. Emerson, oder von rückwärts scheint durch uns ein Licht auf die Dinge und macht uns gewahr, daß wir nichts sind, sondern das Licht alles ist; denn der Schöpfer aller Dinge steht hinter uns.“ — Die Menschenseele aber, die sich aus dem allumfassenden Geiste geboren weiß, kommt durch innere Erkenntnis, durch Schauen der Wahrheit, durch Gottes Gegenwart im Herzen, zur Entdeckung ihrer selbst. (Essays II, S. 9 ff.) — Die Monaden lassen sich sowohl mit der Seelenlehre des Aristoteles, als auch mit dem Hylozoismus noch in Einklang bringen.

Von den weiteren philosophischen Einflüssen auf Goethe hätten wir jene, welche von F. H. Jacobi, Herder und Schelling ausgingen, besonders zu berücksichtigen. Wir wollen aber vorläufig nur auf die wichtigste, durch Schiller vorbereitete Einwirkung Kants kommen, um so mehr, als Goethe durch ihren immer stärker gewordenen Nachdruck von der vielfachen Übereinstimmung mit Schelling zurückkommend, sich später dahin aussprach: „Daß durch Schellings zweizüngelnde Aussprüche über religiöse Gegenstände große Verwirrung entstanden und die rationelle Theologie um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht worden wäre.“ (Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller 1870, S. 58.)

Der Briefwechsel Goethes mit Schiller offenbart noch mehr Stimmungseindrücke und Geschmacksurteile über einzelne Werke Kants und mehr Ästhetisches aus eigenem Fond, als tieferes Eingehen auf seine übrige Philosophie. Erwägt man aber, daß Schiller auf ihrem Boden seinem großen Freunde offenbar überlegen war, sich gleich anfangs (28. Oktober 1794) als eifrigen Anhänger Kants zu erkennen gab und als solcher von diesem angenommen war, so darf seine bescheidene Mahnung als hochbedeutsam gelten: „Gottlob, daß wir beide (Dichter) nicht berufen

sind, die wichtige Frage der Willensfreiheit zu entscheiden." — Denn daß der Mahnende sehr entschieden auf Seite der Freiheit stand, das wußte der sie lange bezweifelnde Goethe und hat es mehr als einmal bezeugt. Er erachtete später selbst, daß vermöge der größeren Neigung Schillers „zum Reflektieren über Personen und Schriften" — „dessen freie briefliche Äußerungen einen größeren inneren Wert haben, als seine eigenen." (Brief an den Staatsrat Schultz.)

Kant hat in den „Prolegomena", wie bekannt, die Seele als bloße Erscheinung (Phänomen) in der räumlichen und zeitlichen Welt und als den zum einheitlichen Verband der sinnlichen Erscheinungen erforderlichen Verstandesbegriff hingestellt, so daß sie hinsichtlich ihres selbständigen Wesens zu einem, wenn auch unvermeidlichen Fehlschluß (Paralogismus) wurde. Erst mit der Kritik der praktischen Vernunft hat er sie als eines ihrer „Postulate" (Gebote) wieder eingesetzt, indem sie ihr Dasein durch ihre eigene und ihrer Begriffe Wirklichkeit beweist. Die Tatsachen des sittlichen Handelns und der Willensfreiheit sind es, welche uns das Wesen der Seele als „substantiell" vor Augen führen. Über Geist und Materie konnte man zu einer vollkommenen, auf den letzten Grund dringenden Begriffsbestimmung und Erkenntnis bisher nicht gelangen. „Wir setzen bei den Naturvorgängen, wie sie uns erscheinen, ihre unbedingte Wirklichkeit voraus, während sie von unserem Bewußtsein erfaßt, nur Erscheinungen, nicht Ursache des Wirklichen, nicht das „Ding an sich" sind. — „Alle Schwierigkeiten, welche die Verbindung der denkenden Natur mit der Materie treffen, sagt Kant, entspringen lediglich der erschlichenen dualistischen Vorstellung, daß Materie als solche nicht Erscheinung, der ein unbekannter Gegenstand entspricht, sondern der Gegenstand an sich selbst sei, wie er außer uns und unabhängig von aller Sinnlichkeit besteht. Die Materie, deren Gemeinschaft mit der Seele so großes Bedenken erregt, ist nichts anderes, als die bloße Form, die Vorstellungsart eines unbekannten Gegenstandes durch diejenige Anschauung, welche man den äußeren Sinn nennt." (Kritik der reinen Vernunft. Ausg. von Erdmann, S. 636.) — Der lange Streit, ob „das Ding an sich" eine notwendige Voraussetzung unseres Denkens oder ein Hirngespinst sei, ist vornehmlich durch M. W. Drobisch (Kants Ding an sich und der Erfahrungsbegriff 1855) und Dr. Anton Leclair (Kritische Beiträge zur

Kategorienlehre Kants, Prag, Tempsky 1877) dahin zum Abschluß gebracht, daß seine Geltung als Grenzbegriff feststeht. Es ist ein förmliches Wahrzeichen für den Zug des Verstandes. Wie die Atomlehre als notwendiges Erzeugnis unseres physikalischen Denkens sich bisher behauptet hat, gerade so ist auch Kants „Ding an sich" ein notwendiges kritisches Gebilde (ein Grenzwert) für unser Denken geblieben, weil ohne dasselbe alle unsere Begriffe, die Kategorien, das sogenannte Denken in abstracto wegfallen würden.[4]) Dabei dürfen wir eben nicht übersehen, daß bei Kant im „Dinge an sich" die Möglichkeit der Identität von Geist und Körper neben der Verschiedenheit ihrer beiden Erscheinungsformen offen bleibt.

Es gibt also eine Welt des Geistes, zu welcher das Ding an sich gehört und wir sind Glieder derselben. Unsere ersten Denker — wir nennen von den neueren nur Erdmann, Caspari, Drobisch, Fried. Harms, Jürgen-Bona-Meyer, Alois Riehl, Fried. Paulsen, Hermann Cohen u. a. — sind darüber mit Kant eins geworden. Nach der „Kritik der reinen Vernunft", 2. Aufl., S. 574, ist der Mensch sich selbst einesteils Phänomen, andernteils aber, in Ansehung gewisser Vermögen ein bloß intelligibler Gegenstand. Intelligibel ist an einem Gegenstand der Sinne, was selbst nicht Erscheinung ist.

„Die Welt des Geistes (Mundus intelligibilis) als Gegenstand der Anschauung ist eine bloße, unbestimmte Idee, aber als ein Gegenstand des praktischen Verhältnisses unserer Intelligenz zu Intelligenzen der Welt überhaupt und Gott, als das praktische Urwesen, ein wahrer Begriff und bestimmte Idee, civitas Dei." (Erdmann, Reflexionen II, 1159, 1151, 1162.) — „Die Vernunft führt notwendig über die Erscheinungswelt zu einer Intellektualwelt hinaus, einer Welt seiender Ideen, die durch logisch-teleologische Beziehungen verknüpft und dem göttlichen Intellekt anschaulich gegenwärtig sind. In der Erscheinungswelt schimmert diese Idealwelt hin und wieder durch, so vor allem in den organischen Wesen. In der sittlichen Welt aber erfassen wir sie in ihrer absoluten Wirklichkeit."[5])

---

[4]) Vgl. O. Caspari, „Grundprobleme der Erkenntnistätigkeit", Berlin 1876, I. Bd.

[5]) Friedrich Paulsen, „J. Kant", S. 272.

„Die Vorstellung des Seins ist notwendig, — daß überhaupt etwas existiert, ist von brutaler Gewißheit. Der Mensch aber hat in sich auch das Bewußtsein der Freiheit, weil jede der elementaren Empfindungen, die sein Bewußtsein ausmachen, das Bewußtsein des Seins enthält und weil das Sein, so wie es durch sich selbst ist, frei ist.“ [6]) „Der Grundsatz des wahren Monismus liegt in dem Satze: Es ist nur ein Grundwesen in der Welt — der Geist, nicht aber die Materie; denn diese wird in Atome aufgelöst und neben sie tritt allmächtig die Kausalität und die dunkle Kraft — bleibt also keine Einheit und ist der materielle Monismus nicht der wahre.“ — — „Der Geist ist das Hysteron-Proteron der Materie, auch die eigentliche Potenz der Bewegung, die, ein ewiger Kreis, immer aufs neue das Feste, den Stoff setzt und in Form verwandelt, um ihn im Geist als höchste Form wieder aufzuheben. So können Stoff und Geist nicht von gleicher Dignität sein. Der Geist muß vorher in der Materie sein, um daraus (für uns) hervorgehen zu können. Er gibt sich ewig aufs neue den Schein, als fange er von vorne an und ist doch ewig aufs neue aus seinem, aus sich projizierten Gegenteile hervorgegangen. Hier gibt es kein Vorher, kein Nachher, es ist ein zeitloser Kreis und so gelangen wir zu dem Satze zurück, daß die Zeitform keine Geltung mehr hat, wo es letzte Instanzen gibt. Der wahre Monismus ist Realidealismus. Er muß annehmen, daß in der Welt Geist da ist und in Existenzsphären, wo es für ihn noch kein Organ, kein Gehirn gibt; spricht aber der Natur keineswegs die Realität ab, sondern nur die Substanzialität.“ (Fr. Th. Vischer in „Altes und Neues“.) Zu einem geläuterten Begriff von Geist komme man erst dann, meint E. von Hartmann, wenn man zur Einsicht gelangt, daß der Stoff bloßer Schein der Sinnlichkeit, daß die ihm objektiv korrespondierende Materie ein Produkt stoffloser, räumlicher Kräfte und daß diese Kräfte Funktionen einer Urkraft sind. (Philosophische Fragen der Gegenwart. Leipzig und Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich 1885, S. 206.)

Niemand wird heute mehr behaupten, daß Kant die Wirklichkeit der Dinge geleugnet hat. Wenn er auch Raum und Zeit für Anschauungsformen, unter denen uns die Dinge erscheinen, erklärte, ist er doch auf das Entschiedenste dem falschen Idealismus,

---

[6]) Leon Dumont, „Vergnügen und Schmerz“. Leipzig, Brockhaus, 1876.

der nur die Ideen des Ich für das Wirkliche gehalten hat, entgegengetreten. Ohne die später noch zu erwähnenden Zugeständnisse Goethes an die Kantsche Erkenntnislehre könnte es indessen immer noch seltsam scheinen, wenn wir trotz seiner Bemerkung: „daß er sich in das Labyrinth der Kritik der reinen Vernunft nicht wagen konnte" — aus der Zusammenfassung seiner Prosasprüche eine gewisse Gedankenharmonie mit dieser Kritik auch in Bezug auf „das Ding an sich" herausbekommen. „Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, sagt Goethe, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von den Hirngespinsten zu unterscheiden, die sich denn doch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen." (Nr. 933 Prosaspr.) — „Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruiert, daß sie ein Urbedingendes nicht gewähren können." (Nr. 874.) — „Wir denken uns gern mechanisch, was höherer Art ist." (Nr. 800.) Goethe nimmt also nicht nur ein gestaltloses Wirkliche, ein Urbedingendes an; er hält es auch für faßbar, und zwar nicht allein durch erfahrungsmäßige Erforschung der Erscheinungen, sondern auch „in seiner Art". (Durch den intuitiven Verstand.) Zur Erforschung der Erscheinungen weist er den Weg in den Prosasprüchen Nr. 799 und 897 bis an die Grenzen der Urphänomene. Nach der Kantschen Erkenntnistheorie bleibt „das Ding an sich" ein Unbekanntes, indem erst die praktische Vernunft sichere Gültigkeit der geistigen Welt gewährt. In der idealen Auffassung des Zeitbegriffes weicht Goethe von Kant allerdings ab; denn die Zeit ist ihm „ein Element", nicht bloße Anschauungsform. (Prosaspr. Nr. 215.) Das Distichon, mit der Überschrift: „Vernünftige Betrachtung" soll in diesem Punkte nach Loepers Anmerkung gegen Kant gerichtet sein. „Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnt und es versammelt uns nur einmal, wie heut die Zeit?" Auf die Frage: Wer hat nun recht, scheint einem Neueren die Antwort nicht mehr schwierig: „Denk' einmal recht nach und auch du wirst finden, daß der Raum nur eine unserer menschlichen Sinnlichkeit entsprechende Vorstellungsweise ist und die Zeit nicht anders; wirkliches Dasein haben sie nicht." (Carlyle Sartor resartus.)

Als Goethe in seinen alten Tagen eine größere Einwirkung durch die Philosophie erfuhr und manchen Gesprächen über Kants Kritik der reinen Vernunft beigewohnt hatte, beschied er sich zur

Einkehr: „er habe mit einiger Aufmerksamkeit bemerken können, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wie viel unser Selbst und wie viel die Außenwelt zu unserem geistigen Dasein beitrage“ — und er gesteht: „daß er beide niemals gesondert habe und wenn er nach seiner Weise über die Dinge philosophierte, so habe er dies mit unbewußter Naivetät getan und wirklich geglaubt, er sehe seine Meinungen vor Augen; — nun aber gehe er mit Kant, weil er sehe, daß, wenngleich alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch eben nicht alle aus Erfahrung.“ Da haben wir endlich ein gesundes Hineinblicken in sich selbst, in die unerforschte Tiefe, eine zergliederte Selbstbeobachtung. Nachdem er dann in der Kritik der „teleologischen Urteilskraft“ Kants das Hinansteigen zu einer anschauenden und bestimmenden Urteilskraft und einen sogenannten „intuitiven Verstand“ erfahren hatte, welcher zwar über den Menschenverstand hinausreiche, aber bei Gott in Anschauung der Urbilder der Natur denkbar sei, — da schien es ihm, daß ein solcher Verstand bei seinem naturwissenschaftlichen Aufbau ihm und auch anderen wohl zu teil geworden sein könne. Wie er angenommen hatte, daß schon ein liebevolles Versenken in die Tiefe der Natur und in das Wesen der Dinge notwendig dem, der Augen hat, endlich in alle ihre Geheimnisse leiten müsse, so war damit auch verstanden, daß sich ihm das Ding darstellt, wie es an sich ist. Der „intuitive“ Verstand im Sinne Kants aber soll gedacht werden können, als einer, der die Dinge nach bloßem Denken (ohne sinnliche Anschauung) setzt, da er in dem von Zeit und Raum unabhängigen Urwesen als ein unendlicher, die Mannigfaltigkeit der Natur in Urbildern (archetypus) verbindet und anschaut. Wie das Entstehen der letzteren bleibt er darum dem menschlichen Verstande, in dessen Grenzen Kants streng wissenschaftliche Forschung sich gehalten hat, nicht erreichbar. Goethe hat aus der vorhandenen Mannigfaltigkeit der Natur zu seinem Urbilde (typus) z. B. zur Urpflanze, als zu einem Ideale emporgesehen und dürfte dieses Urbild dem archetypus eher unter, als an die Seite stellen; — wenigstens hat er am Eingange seines Aufsatzes über die anschauende Urteilskraft selbst gezweifelt, ob er die Kantsche L e h r e durchdrungen habe. Nach dieser wird ganz bestimmt der Menschenverstand als ein „diskursiver, ein der Bilder bedürftiger“ (intellectus ectypus) der göttlichen Idee gegenübergestellt. (§ 77 Krit. der Urteilskraft.)

Die Vollkraft der Wirkung Kants auf Goethe zeigte sich erst nach Schillers Tode. Die Annahme der wichtigsten Grundsätze der Erkenntnistheorie (z. B. der „Apperzeption") ist sehr deutlich in den Goetheschen Aufsätzen: Einwirkung neuerer Philosophie — anschauende Urteilskraft — Bedenken und Ergebung — Bildungstrieb, endlich in der „Metamorphose der Pflanzen" ausgedrückt. Die den Spinozismus mitten durchschneidenden Zugeständnisse an Kant sind Aussprüche aus der Zeit der gereiften Weltanschauung Goethes. — Auch in der Naturwissenschaft, die große Gewissenhaftigkeit „des Alten von Königsberge" — gegenüber dem zu vermessenen Gebrauche des allgemeinen Bildungstriebes in der organischen Materie freudig anerkennend, schreitet er in den Fußstapfen Kants bis zu der schönen Aus- und Ansicht, daß dem Bildungstriebe Einheit und Freiheit inne wohnen müsse; — eine Vermenschlichung, die ihn einerseits den Bildungstrieb mit dem Begriffe der Metamorphose verbinden läßt, andrerseits zur (bedingten) Annahme der Persönlichkeit Gottes führt. Nachdem Goethes Vorliebe für die Naturwissenschaften auch in mitlebenden großen Naturforschern: Cuvier, A. von Humboldt, Geoffroy de Saint-Hilaire, S. Th. Sömmering, Eichstädt, Nees van Esenbeck, D'Alton u. a. — die ihrer Zeit eine entschiedene Richtung gaben, Stütze und Nahrung gefunden, so verbreitet sich auch sein „Hylozoismus" wie geflügelter Samen an Seiten des von ihm eingeschlagenen Saumpfades, und es ist wahrlich schade, daß er die weiteren Fortschritte, wie sie namentlich die Werke des Begründers der Psychophysik: Gustav Theodor Fechners und seines Nachfolgers Wilhelm Wundt erreicht haben, nicht mehr gekannt hat. Was konnte mehr in das Sonnenziel Goethes eintreffen, als jener Hauptgedanke Fechners, daß unser Geist zu dem, was über alle Erfahrung geht: zu dem Geistigen stufenweise hinansteigen müsse; daß wir vom möglichst großen Kreise des Erfahrungsmäßigen ausgehen und langsam aufsteigen, etwa wie wir es im Leben, durch allmählichen Wechsel unseres Leibes tun oder leiden müssen.

Schon der „stahlharte" Origines hatte in diesem Gedanken von einer im Dienste der Seele stehenden Materie, die zwar fleischlich ist, aber immer reiner wird, gesprochen, und daß sie endlich so fein wird, um geistig genannt zu werden. (Orig. de princ. II, 3, 2) wie auch der Apostel Paulus die Hoffnung auf einen äthe-

rischen oder Astralleib verkündete. Wir sind nun überzeugt, daß Goethe Fechners „Seelenfrage" — das „Büchlein vom Leben nach dem Tode" — die „Zenda-Vesta" ebenso wie die Werke W. Wundts mit Freude begrüßt und aufgenommen hätte. Auch bei Wundt liegt das Wesen des Geistigen nicht in einem beharrenden Sein, sondern in einem ewigen Werden durch die lebendige Tätigkeit der sich entwickelnden Seele. Da die erfahrungsmäßige (experimentelle) Seelenlehre den unseren Leben vorausgehenden und den ihm nachfolgenden Zustand der Seele nicht ermitteln kann, so vermag darauf nur die gesamte Weltanschauung, die Philosophie, Antwort zu geben: durch Hinweis auf die Bedeutung des geistigen Weltinhaltes, auf die geistige Gemeinschaft und auf das höhere, ins Unendliche führende Streben nach Vollendung. Das Freiheitsbewußtsein ist für Wundt eine unumstößliche, innere Erfahrung.[7]) In den Grundzügen der physiologischen Psychologie, Leipzig 1874, hatte Wundt die Seele das Subjekt genannt, das nur durch seine Prädikate, die Beilage aller Tatsachen der inneren Erfahrung bestimmt ist. Die Beziehung der Prädikate auf eine gemeinsame Grundlage drücke weiter nichts aus, als ihren Zusammenhang. Auf S. 862 ebendort heißt Seele das innere Sein der nämlichen Einheit, die wir äußerlich als den ihr zugehörigen Leib anschauen. Ebenda wird der Ansicht beigestimmt, daß die Welt zuletzt aus einfachen Wesen besteht, deren innere und äußere Zustände einander entsprechen.

Diese neuen Pfadfinder in der Seelenlehre haben also im Zusammenhange moderner Erfahrungswissenschaft die Erscheinungen des beseelten Organismus als ungeteilter Einheit behandelt. Fechner hat die Stärke der Empfindungen zwischen den Gradpunkten einer Reiz- und Unterschiedswelle gemessen. Über die Maßmethoden finden wir in Professor Jodls Psychologie, IV. Kap., 2. Abt. (Stuttgart bei Cotta 1896) eine kritische Auseinandersetzung. Nachdem aber Fechner endlich zugegeben, daß der äußere Beobachter über die äußere Psychophysik nicht hinausdringen könne, und auch Wundt einräumte, daß wir nur die Wirkungen der Seelenerscheinungen messen, aber niemals die Ursachen, d. h. das Wesen der Seele auf diese Art ergründen werden, so ist es, als hätte der alte Kant den Niedergang der genialen Versuche

[7]) Vorlesung über die Menschen- und Tierseele. 3. Auflage, 1897 bei Voß.

Fechners vorhergesehen, da er die Mahnworte niederschrieb: „Wer den Naturursachen nachgrübelt, worauf z. B. das Erinnerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlassen, hin und her (nach Cartesius) vernünfteln, muß aber doch gestehen, daß er in diesem Spiele seiner Vorstellungen bloßer Zuschauer sei und die Natur machen lassen muß, indem er die Gehirnnerven und Fasern nicht kennt, noch sich auf Handhabung derselben zu seiner Absicht versteht, mithin alles theoretische Vernünfteln hierüber reiner Verlust ist.“ (Vorrede zur Anthropologie.)

Die mikroskopische Anatomie hat wohl zur genaueren Kenntnis der Gefühls- und Bewegungsnerven, wie der Ganglienzellen geführt, aber Leben und Bewußtsein lassen sich doch nicht materiell zusammensetzen und eine mechanische Ursache kann immer nur eine mechanische Wirkung hervorbringen. Empfindung und Wille sind tatsächlich keine materiellen Erzeugnisse, ihr Träger ist eben die Seele. Kant hatte den Hylozoismus für den Tod aller Naturphilosophie erklärt und wenn er sich auch der Entwicklungslehre auf dem Standpunkt der Natur geneigt erwiesen hatte (§ 80 Krit. der Urteilskraft) so verlor sie für ihn auf dem unerschütterten Standpunkte der Erkenntnistheorie ihre Bedeutung. Während nun Schiller meint, daß gerade durch die Trennung der Naturforschung von der Transzendentalphilosophie die Wahrheit emporsteige (Gedichte der dritten Periode), finden wir auch bei Goethe das Ausbedingen verschiedener Gesichtspunkte für Naturforschung einerseits und für seine Persönlichkeit als sittlicher Mensch und als Künstler andrerseits. (Brief an Jacobi vom 6. Jänner 1813.)

Daß nun seine „nach abwechselnden Ansichten und entgegengesetzten Gemütsstimmungen zu verschiedenen Zeiten niedergeschriebenen Bruchstücke naturphilosophischen Inhalts zu einer Einheitlichkeit nicht gedeihen konnten, so daß sich Widersprüche nicht vermeiden ließen, die eine unvertilgbare Eigenschaft seiner Natur bildeten“ — und uns an die berühmten „Antinomien“ (Streitsätze) der Kritik der reinen Vernunft erinnern, entschuldigt er wegen der vielerlei Zustände, durch welche er im Drange sich auszubilden, sich habe durcharbeiten müssen. (Zwischenrede zu den naturwissenschaftlichen Aufsätzen.) Man wird sich nun leicht ein Urteil bilden, inwieweit jene philosophierenden Naturforscher recht

haben, wenn sie vielfach behaupten, Goethe sei ganz einer der ihren gewesen; von Spinoza und ihm ziehe sich eine fortlaufende Kette bis zu ihnen.

In der Abhandlung „Die Peringenesis der Plastidule" berief sich Ernst Haeckel auf Goethe. „Was Goethe, sagt er, in seinen Wahlverwandtschaften von dem elementaren Seelenleben der Atome auf das höchst zusammengesetzte Seelenleben der Menschen überträgt, besitzt volle Wahrheit und wenn in diesem klassischen Romane die Wahlverwandtschaft als die eigentliche Triebfeder der menschlichen Handlungen und der aus ihnen zusammengesetzten Weltgeschichte hingestellt wird, so ist damit von dem großen Denker und Dichter in tiefsinnigster Weise die mechanische Natur auch der verwickeltsten organischen Prozesse treffend angedeutet" — „denn ohne Atomseele sind die gewöhnlichsten Erscheinungen der Chemie unerklärlich. Lust und Unlust, Begierde, Abneigung, Anziehung, Abstoßung, also auch Wille müssen allen Massenatomen gemeinsam sein."

Während wir nun die Entschuldigung Goethes im 2. Buche, 6. Absch., der Wahlverwandtschaften: „daß man den Künstler nicht schelten solle, wenn er über die Grenzen seiner Kunst hinaus an einem benachbarten Felde sich zu ergehen, Lust hat" — gern hinnehmen, wenn wir bemerken, wie er, beschaulich sich vertiefend, ein geistreiches Gleichnis zieht — können wir nicht umhin, dem großen Naturforscher Haeckel, wenn es ihm einfällt, wieder einmal unter der Flagge der Philosophie „seinen Kurs zu nehmen" — vereinte, fachwissenschaftliche und philosophische Macht entgegenzustellen, die seinen Halt auf der Wahlverwandtschaft erschüttert, umwirft und das Verbot des Eindringens in die letzten Geheimnisse der Natur deutlich vor Augen führt. Schon Kant hat in dem Bestreben, die Vereinbarkeit einer mechanischen Naturerklärung mit der Abhängigkeit der gesamten Natur von dem höchsten Wesen zu zeigen, aufmerksam gemacht: „Daß überhaupt die einzelnen Naturen der Dinge im Felde der ewigen Wahrheiten schon untereinander sozusagen ein System ausmachen, in welchem eine auf die andere beziehend ist; — man wird auch alsbald inne werden, daß die Verwandtschaft ihnen von der Gemeinschaft des Ursprungs eigen ist, aus denen sie insgesamt ihre wesentlichen Bestimmungen geschöpft haben." (Allgem. Naturgeschichte und Theorie des Himmels, 3. Teil, Anhang.)

Noch näher tritt Hermann Lotze (Mikrokosmus, I. Bd., S. 420): Wie naiv legen wir doch den Körpern, wenn ihre chemische Gegenwirkung zu erklären ist, eine Verwandtschaft bei, nicht, als wenn wir sie aus der übrigen Natur der Körper ableiten könnten, sondern hier recht eigentlich als eine Fähigkeit der Leistung, welche zu ihrer Natur nur hinzukommt. Allerdings werden wir in diesem Falle die Unfähigkeit unserer Erfahrungserkenntnis anklagen: nicht völlig bekannt sei uns die Natur der verschiedenen Elemente; wäre sie es, so würde man in ihr auch die Erklärung für ihre chemische Verwandtschaft finden. Dies mag vielleicht möglich sein, aber gewiß nur so, daß die allgemeinen Regeln, nachdem wir aus der besser bekannten Natur der Elemente auf ihren Chemismus schlössen, selbst schon eine Menge von Kausalzusammenhängen voraussetzen, die uns nur auf unwiderrufene Tatsachen der wirklichen Welteinrichtung erweislich, aber nicht als Notwendigkeit begreiflich sind. Aus solchen Urtatsachen, nachdem wir ihre Bedeutung und ihren Sinn, in welchem sie sich entwickeln wollen, kennen gelernt haben, vermögen wir dann allerdings die Mannigfaltigkeit ihrer einzelnen Folgen abzuleiten; aber sie selbst sehen wir nicht aus der bloßen Betrachtung der gegebenen Dinge ein, sondern würden sie erst begreifen, wenn wir wüßten, was das Unendliche mit diesen Dingen im Sinne hatte, da es sie schuf.

Wer immer etwa sich vermißt, aus jener unvollständigen Natur des Endlichen allein auch die Gesetzlichkeit der Ereignisse aufzuweisen, unternimmt die hoffnungslose Arbeit, eine Theorie über die Bewegungen von Schatten zu gründen, ohne Rücksicht auf die Bewegungen der Körper, von denen diese aufgeworfen worden. Alles, was die Dinge leisten, hängt nicht allein von ihren erkennbaren Eigenschaften, sondern von der Lebendigkeit (Elastizität) des Unbedingten ab, dem einzigen, zusammenfassenden und wirkungsfähigen Wesen des Scheines dieser Eigenschaften. — „Jede aufrichtige Überlegung führt zu dem ernsten Bewußtsein der völligen Unselbständigkeit alles Naturlaufes.“ — „Das Sein der Dinge ist überhaupt ihr Stehen unter Beziehungen, da es ein beziehungsloses Sein der Dinge nicht gibt.“

Mit feiner Schärfe und einer allen Begriffsdünkel wie alle Schwärmerei zersetzenden Nüchternheit zeigte Virchow, der hervorragende Gelehrte, auf der Naturforscherversammlung in München,

daß die Ausdehnung der streng bildlich zu nehmenden chemischen Verwandtschaft, eines rein mechanischen Vorganges, in das menschliche Seelenleben hinein, dessen wahre Natur nicht aufhellt. „Wenn jemand durchaus das geistige Geschehen in Zusammenhang mit den Vorgängen der übrigen Welt bringen will, so kommt er notwendig dahin, daß er zuerst die psychischen Erscheinungen, wie sie sich bei den Menschen und den höchst organisierten Wirbeltieren finden, auf die niederen und immer niedrigeren Tiere überträgt; sodann bekommt auch die Pflanze ihre Seele; weiterhin empfindet und denkt die Zelle und endlich finden sich die Übergänge bis zu den chemischen Atomen, die einander hassen oder lieben, die sich suchen, oder auseinander fliehen. Das ist alles sehr schön und vortrefflich und mag schließlich auch wahr sein. Es kann sein! Aber haben wir denn wirklich das Bedürfnis vor, das Gebiet der geistigen Vorgänge über den Kreis derjenigen Körper hinauszudehnen, in und an denen wir sie wirklich darstellen sehen? Ich habe nichts dagegen, daß Kohlenstoffatome auch Geist haben oder daß sie Geist in Verbindung mit der Plastidulgenossenschaft bekommen; allein ich weiß nicht, wie ich das erkennen soll? Es ist ein bloßes Spiel mit Worten! Wenn ich Anziehung und Abstoßung für geistige Erscheinungen, für psychische Phänomene erkläre, dann werfe ich die Psyche zum Fenster hinaus; dann hört Psyche (Seele) auf Psyche zu sein."

Man hat aus tatsächlichen Umständen, aus der heißen Liebesleidenschaft Goethes zu Minna Herzlieb, dem Urbilde der Ottilie, ganz annehmbar gefolgert, daß „die Wahlverwandtschaften" ebenso wie „Werthers Leiden" einem krankhaften Seelenzustande entsprossen sind und „die romantisch versuchte Lösung des Seelenrätsels in jenen pathologischen Prozeß fiel, den Goethe bis zur Befreiung aus eigener Willenskraft durchkämpfte". Diese Befreiung war längst vollendet, als er (26. Mai 1827) zu Eckermann äußerte, er habe zwar dem Roman nach an einer durchgreifenden Idee gearbeitet, wolle aber damit nicht sagen, daß er dadurch besser geworden sei. Das natürliche Streben des Dichters nach einem Kunsturteile läßt sich zwanglos mit der Absicht vereinigen, die naturwissenschaftliche Grundidee — der erklärenden Unterstellung eines ihm wahrscheinlichen Naturwollens — dem prüfenden Nachdenken zu überlassen, aber nicht damit, daß ihm die Herstellung eines Beweises für die weiteste Ausdehnung der chemischen Ver-

wandtschaft Hauptsache war. Wohl sieht in der Unterredung darüber der Hauptmann eine psychische Kraftquelle darin; aber sowohl Eduard als Charlotte vermeinen nur ein passendes Gleichnis zu hören, „da der Mensch noch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, wohl tue, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Wert solcher Ausdrücke wohl zu bedenken.“ — „Die Poesie vergleicht Geistiges und Körperliches und umgekehrt und dadurch wird das Wechselleben der Weltgegenstände am besten ausgedrückt“ (Geschichte der Farbenlehre. Intentionelle Farben) und „die Mitteilung von Analogien hält Goethe für so nützlich, als angenehm; denn der analoge Fall will sich nicht aufdringen, nichts beweisen. (Prosaspruch Nr. 806.) So kann man an dem vollendeten Kunstwerk der „Wahlverwandtschaften“ sich freuen und dabei dem Grundgedanken, der schon durch die „unterhaltende und spielende“ Auseinandersetzung abgedämpft wird, ruhig seinen Sinn lassen, mag er auch in der neueren Physiologie und Chemie der allgemeinen Anerkennung entbehren.

Eine der interessantesten Eigentümlichkeiten Goethes im Gebiete der Seelenlehre ist sein fester Glaube an die geheimnisvolle Macht des Dämonischen. Die Annahme von Dämonen ist aber auf die Vorstellung einer selbständigen Seele ebenso gegründet, wie auf dem Bestand geistiger Wesenheit alle Religion des Kulturmenschen wie des Wilden ruht. Den Ursprung des Bösen und die volle Versöhnung des Geistes mit der Materie suchte endlich aber auch Goethe weniger in der Philosophie, als durch Beibehaltung allgemeiner, schon seinem jugendlichen Gemüte eingewurzelter Glaubenssätze, die wesentlich dazu beitrugen, ihm eine in hellen Morgenfarben strahlende Weltanschauung zu bewahren. „Der Glaube ist nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens; man darf vom Erkennen nicht zu viel verlangen; ich fange an, da zu glauben, wo andere verzweifeln.“ (Goethes Brief an Boisseree.) Daß er wie Kant und Leibnitz auf eine Versöhnung des Wissens mit einem weltfreudigen Glauben hinstrebte und daß sein Idealismus wie bei Kant auf dem festen Boden der Wirklichkeit stand, wird ihm mit Recht nachgerühmt. Nach den Ergebnissen der verschiedenen, auf Goethes Entwicklung geübten Einflüsse hat man sowohl auf philosophischer wie auf religiöser Seite gewisse Abschnitte anlegen müssen. Wie vier philosophische Perioden unterschieden wurden, in denen Goethe zuerst Spinozist, dann

Kantianer, dann Eklektiker und zuletzt selbständiger Denker heißt[8]), so finden E. Hiltsch und K. Sell[9]) die religiöse Entwicklung in drei, beziehungsweise vier Perioden abzusetzen, welche mit verschiedenen Aufschriften ohne wesentliche Charakteränderung einer jeden damit anschließen, daß beide Richtungen Hand in Hand gehen und in der letzten Zeit seine völlig gereifte Weltanschauung zu Tage kam. Tritt nun dabei die neue Vorliebe für die Mystik auch hervor, so muß nochmals darauf hingewiesen werden, daß jene Reife durch sein tieferes Eingehen in die Kritiken Kants eingeleitet war. „Bei redlich fortgesetzten Bemühungen hat er gefunden, daß der Philosoph (Kant) wohl Recht haben möchte, welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig kongruieren könne, wenn auch beide analog sein können, ja müssen" — eine völlige Umkehr vom Prosaspruch Nr. 1016, wonach Idee nur als Ergebnis der Erfahrung gelten sollte. Indem Goethe einerseits an der Überzeugung von dem Innewohnen Gottes in der Welt festhält, andrerseits aber in Gott Vorsehung und überhaupt persönliche Eigenschaften anbetend verehrt, läßt sich der Gegensatz der Behauptungen, daß er Pantheist geblieben — und daß er schließlich dem Theismus versöhnend die Hand reichte, nicht besser beseitigen, als durch den zuvor grundsätzlich gegen Spinoza betonten Ausspruch Goethes: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren. Mögen die Menschen Gott ewig suchen und zu schauen hoffen, sie können Gott nur ahnen und ihn nicht schauen, ihn nur aus seinen Manifestationen erraten." Daraus hören wir ja wieder die Stimme Kants, des gewaltigen Haltrufers gegen die Stürmer und Dränger im Bacchantenzuge des frohlockenden Materialismus, die Goethe ein Evoë zurufend, weit über ihn hinausstürzen, weil sie auf seine Demut, auf seine Ehrfurcht, auf seine Gottesverehrung vergessen oder vielmehr nichts davon wissen wollen! Daß bis heute Kants Einfluß auf Goethe nicht genügend gewürdigt wurde, hat schon Dr. Otto Harnack (Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805—1832, Leipzig 1887) behauptet, neuestens aber hat Dr. Karl Vorländer in seiner nach vier Zeit-

---

[8]) Karl Rosenkranz, Goethe und seine Werke. Königsberg, Bornträger 1856.

[9]) E. Hiltsch, Goethes religiöse Entwicklung. 1894. — K. Sell, Goethes Stellung zu Religion und Christentum. 1899. — G. Keupel, Goethes Religion und Goethes Faust. Riga bei Jonck und Poliensky. 1899.

abschnitten geteilten Abhandlung „Verhältnis Goethes zu Kant nach seiner historischen Entwicklung" (in der philosophischen Zeitschrift „Kantstudien", Verlag von Reuther und Reichard, Berlin 1896) dasselbe ausgeführt. Wir finden eine vom Jahre 1764 beginnende kritische Entwicklung von Belegstellen über Kants wachsende Einwirkung auf Goethe. Die auf Grund des so geordneten Stoffes vorläufig gewonnenen kurzen Ergebnisse fanden wir mit unseren Schlußfolgerungen ganz im Einklange.

Evolution oder Revolution?

Von Jaim Brooks, Wien.

Im vorigen Herbste, als die ungarische Krise ihren Höhepunkt erreicht hatte, weilte ich in Pest. Tagtäglich sah ich im Abgeordnetenhause die wildesten Stürme toben, allein außerhalb des Parlaments, auf den Straßen, in den Kaffees keine Spur von Erregung oder auch nur intensiverer Anteilnahme an den parlamentarischen Kämpfen. Ich konnte mich nicht enthalten, gegenüber dem Abgeordneten Ugron auf diesen auffälligen Mangel jeden Kontakts zwischen Parlament und Bevölkerung hinzuweisen und zu bemerken, daß es der Opposition schwer fallen dürfte, den Kampf aus dem Parlamente auf die Straße zu verlegen. — Ugron verzog aber den Mund und erwiderte: „Daran denken wir auch gar nicht; wer kann heute eine Revolution machen? Und wir werden den gesetzlichen Weg nicht verlassen?“ Ich habe seitdem manchmal an diesen schmerzhaften Verzicht auf das Revolutionieren gedacht, besonders wenn in sozialdemokratischen Kundgebungen mit „dem dröhnenden Schritte der Arbeiterbataillone“ renommiert wurde. Und in der Tat: Das Mannlichergewehr ist ein gewichtiges Argument gegen alle Versuche, die bestehende Ordnung der Dinge gewaltsam umzustülpen. Nur dort wo die Staatsgewalt aus Verderbtheit oder Feigheit die Herrschaft über die Armee verliert, liegen die Dinge schlimmer. Allerdings ist das Repetiergewehr nur ein Argument der Gewalt und versagt darum auch unter Umständen; ein weit wichtigerer und verläßlicherer Faktor ist aber die offensichtliche Zunahme des politischen Positivismus.

Dort wo das Volk in seinen staatsbürgerlichen Rechten eingeschränkt ist, wo die Gleichheit aller vor dem Gesetze nicht gesichert ist, wo kein freies Wort gestattet ist, wo die Presse geknebelt, sich nicht entwickeln kann und schließlich im Zusammenhange damit Mangel an

Bildung die Massen zur leichten Beute demagogischer Künste macht, dort ballt sich die Unzufriedenheit leicht zur gewitterschwangeren Wolke zusammen, der ein Zufall den zündenden Strahl entlockt. In demselben Maße aber als an Stelle dieser Unfreiheit Freiheit tritt, öffnen sich den wechselnden Strömungen des Tages Tausende von Ventilen. Die staatsbürgerliche Unfreiheit ist das Milieu, in dem der politische Negativismus, der revolutionäre Geist gedeiht. Die staatsbürgerliche Freiheit zeugt den politischen Positivismus, die Evolution. Die Tatsache, daß Gesetze zum Schutze staatsbürgerlicher Freiheiten bestehen, genügt allein allerdings noch nicht; das Volk muß diese Freiheiten auch gebrauchen lernen und gebrauchen. Dazu bedarf es aber Jahrzehnte. Noch heute sind die Kulturvölker des europäischen Festlandes mit dem Begriffe der staatsbürgerlichen Freiheit noch keineswegs genügend vertraut. Indem die so lange herrschende demokratisch-liberale Richtung von der Irrlehre ausging, daß alle Staatsbürger nicht nur staatsbürgerlich gleich, d. h. Anspruch auf den gleichen Schutz und die gleiche gerichtliche Behandlung seitens des Staates haben, sondern auch politisch gleich seien, d. h. das gleiche Recht zu regieren haben, hemmte sie aufs schwerste die Entwicklung der staatsbürgerlichen Freiheit. Nicht Gerechtigkeit wurde der Leitstern der Parteien, sondern die Sucht zu herrschen. Die Anteilnahme an der Gesetzgebung wurde, wenn auch nicht theoretisch so doch praktisch, der Hauptinhalt der Verfassungen und des Parlaments, der wundertätige Quell, an dem man die Heilung aller zeitlichen Übel erwartete. Man täuschte sich, wenn man es vorerst auch nicht merkte. Mit dem Parlamente wuchsen die Parteien in die Höhe, befleckt mit allen Lastern der Gewalttätigkeit, der Lüge und der Korruption, nur darauf bedacht, einander, und alle zusammen bestrebt, das Volk zu unterdrücken. Und das Volk? Noch unfähig politisch selbständig zu denken, glichen die „freien Bürger" einer Schafherde. Außer stande, die Bedürfnisse der Gesellschaft und die Funktionäre des Staates zu beurteilen, fühlten sie wohl vorhandene Übelstände, wußten aber keine Abhilfe und schlossen sich deshalb naturgemäß denen an, die alles Bestehende für schlecht erklärten. Wir stecken heute noch weiter drinnen in diesem Zustande politischer Unbildung, der Parlamentarismus und sein Zwillingsbruder Parteigeist tragen redlich das ihre dazu bei, das Dunkel in den Köpfen der Menge zu erhalten und diese als blindes Stimmvieh zu konservieren, trotzdem hat die Entwicklung der Presse das Denken der Einzelnen so geschärft, daß der Skeptizismus die ehedem so festgefügten Parteimassen durchsetzt, Schlagworte, denen

die Menge meist besinnungslos folgte, verlieren ihre Zugkraft, die Massen werden unhandlicher und unlenksamer, weil die Zahl der denkenden Köpfe sich mehrt, kurz das politische Leben, das sich bisher in dem Rahmen unserer Parteiprogramme abwickelte, beginnt sich zu individualisieren.

Dieser Prozeß der Befreiung des politischen Denkens aus der Zwangsjacke der Parteien vollzieht sich je nach den lokalen Verhältnissen langsamer oder rascher, allein er ist allgemein und hat auch das Proletariat beziehungsweise die Sozialdemokratie ergriffen, an der, gerade weil ihr Programm durchaus negativ ist, die Zunahme des politischen Positivismus am augenfälligsten in Erscheinung tritt.

Er regte sich zum ersten Male in der scherzhaften Frage: Wer denn im sozialdemokratischen Zukunftsstaate Stiefel putzen werde. Lange, sehr lange gelang es den Führern mit überlegenem Lächeln diesen „Witz“ beiseite zu schieben, allein die neugierige Frage tauchte immer anders auf, sie vervielfältigte sich und mit einem Schlage waren die „Revisionisten“ da. Sie stellten die Frage, ob die Sozialdemokraten bei Aufrechterhaltung ihres negativen Programmes jemals in die Lage kommen werden, von der öffentlichen Verwaltung Besitz zu ergreifen. Die Orthodoxen antworteten unbedenklich mit ja; für sie war es ausgemacht, daß der „große Kladderadatsch“ kommen müsse, der den Plan für den sozialdemokratischen Zukunftspalast ebnen werde. Manchmal schlichen allerdings Zweifel um die Stirn der Führer, sie fühlten, daß, wenn die Genossen in den ihnen zunächstliegenden Verwaltungskörpern der Gemeinden Macht und Einfluß gewännen, ihr negatives Programm mit den praktischen Erfordernissen in Kollision kommen und zum Schlusse die Rücksicht auf die letzteren siegen, aus den revolutionären „Genossen“ also Reformer werden würden. Daraus erklärt es sich auch, daß zumal in Deutschland die sozialdemokratische Parteileitung die Anteilnahme der Partei an Gemeindewahlen nicht begünstigt, wie sie auch grundsätzlich allen sozialen Reformen opponiert. Für die sozialdemokratische Orthodoxie ist also die völlige Verelendung des Volkes und die Abstinenz der Partei von jeder öffentlichen Verwaltung ein Hauptpunkt der Taktik, weil sie nur auf diesem Wege zu dem allgemeinen Zusammenbruch gelangen zu können glaubt, ohne den ihr heute negatives Programm nicht positiv werden kann. Der Irrtum dieses Kalküls liegt jedoch darin, daß einerseits die Massen ihrer Verelendung im allgemeinen widerstreben, sie andrerseits aber wenigstens wissen wollen, wie denn die gesellschaftliche Organisation

aussieht, die um diesen Preis errungen werden soll. Hier setzen nun die „Revisionisten“ ein, indem sie erklären: Die Aufgabe einer Partei ist es, nicht das Elend zu steigern, sondern zu mildern, und wenn das momentan nicht in dem Umfange möglich ist, wie das sozialdemokratische Programm es vorschreibt, so soll wenigstens dort, wo es unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist, der eine oder der andere Punkt dieses Programmes verwirklicht werden; dies wird endlich auch den Vorteil haben, daß man über die Realisierbarkeit dieses Programmes überhaupt erst Klarheit gewänne. Der Unterschied zwischen den Orthodoxen und den Revisionisten läßt sich also dahin zusammenfassen, daß jene Theoretiker sind und diese Praktiker sein wollen. Das Entstehen der revisionistischen Bewegung entspricht ob der zunehmenden politischen Bildung der Massen, die sich heute nicht mehr damit bescheiden, für die Phrase der Freiheit und Gleichheit ihre Haut zu Markte zu tragen, sondern genau fragen, was damit erkämpft werden soll, darum aber, auch dem Sperling in der Hand den Vorzug vor der Taube auf dem Dache geben. Der Negativismus weicht so allmählich vor dem politischen Positivismus zurück, der Gedanke der Reform gewinnt das Übergewicht über den revolutionären Geist. Was bedeutet es dagegen, wenn die alten orthodoxen Führer mit der Hartnäckigkeit, die dem Irrenden immer eigentümlich ist, heute noch revolutionäre Purzelbäume schlagen? Was bedeutet es dagegen, wenn z. B. Bebel auf dem Amsterdamer Kongresse, um die Theorie am Zusammenbruche zu verteidigen, den Franzosen die Versicherung gab, daß das Deutsche Reich doch in Trümmer sinken werde? Das sind pathologische Erscheinungen, die in den sozialdemokratischen Orthodoxen ebenso häufig geworden sind, wie die lächerlichen Ketzergerichte, die sie über die Revisionisten abhalten. Hindert etwa das Verdammungsurteil, das Bebel in Hamburg über Schippel ausgesprochen hat, diesen, die Narreteien Bebels weniger klar zu empfinden. Nein, Herr Schippel lacht über den alten Schwätzer und revidiert ruhig das Marxische Programm weiter; weiß doch alle Welt, daß die Führerschaft der Orthodoxen in Deutschland nur mehr auf dem politischen Berechnungsvermögen beruht, das absterbenden Organisationen eine Zeit lang noch den Schein lebendiger Kraft verleiht. In Frankreich ist dieser Prozeß weiter fortgeschritten, dort kompromittiert bereits ein erheblicher Teil der Partei mit den bestehenden Verhältnissen und in Österreich, wo das geistige Niveau der sozialdemokratischen Führer allerdings viel tiefer ist, als in Deutschland und Frankreich, klagt die Parteileitung über den zunehmenden Indifferentismus der

Massen, der die Partei zu jeder größeren Aktion unfähig mache. Ist das eine zufällige Erscheinung? Nein! Die Arbeiter wollen eben nicht mehr den langsichtigen Wechsel mit dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat honorieren und werden gleichgültig gegen eine Partei; das gelobte Land, wo Milch und Honig fließt, das ihnen die orthodoxen Führer versprachen, wenn es einmal zur Revolution gekommen sein wird, lockt sie nicht mehr angesichts der Bedürfnisse der Gegenwart, sie wollen schon jetzt ihren Anteil an dem Reichtum dieser Welt und da sie einsehen, daß erstens Revolutionen sich nicht mehr so leicht machen lassen und daß zweitens alle bisherigen Revolutionen gerade denen, die auf der Wache standen, keine Früchte gezeitigt haben, drangen sie zu Reformen, zur Betätigung einer positiven Politik. Von konservativer Seite nimmt man immer die Aufklärung wahr, in den Massen den revolutionären Geist. Das mag sein, wo es sich um die Anfangsstadien des Erwachens handelt, später wirkt die Aufklärung gerade im entgegengesetzten Sinne, sie zerteilt die Massen wieder, indem sie zu selbständigem Denken, zur Kritik, auch der eigenen Parteigrundsätze, erzieht. Die in allen politischen Lagern so viel beklagte Zersplitterung der Parteien ist nichts anderes als die Frucht dieser Entwicklung, die durch die Hebung der allgemeinen Bildung hervorgerufene gesunde Reaktion der Individualität auf die kulturwidrige Lehre von der politischen Gleichheit aller. Als jüngste der Parteien wird die sozialdemokratische naturgemäß am spätesten von diesem Prozesse erfaßt, der, gleichwie hinsichtlich aller anderen Parteien, von ihr und ihren Grundsätzen nur das übrig lassen wird, was lebensfähig ist, also nicht ihren revolutionären, sondern ihren reformatorischen Inhalt.

Die derzeitige serbische Literatur.

Von **Dr. Milan Savić**, Neusatz.

Der Zweck dieser Zeilen ist, das deutsche Publikum mit den markanten Erscheinungen der derzeitigen serbischen Literatur und deren Trägern bekanntzumachen. Daß dabei auch ältere, lebende Schriftsteller berücksichtigt werden, liegt in der Natur der Sache, da sie und ihr Tun bis in die Jetztzeit hineinragen und eigentlich auch das wertvollste Material zu dieser Arbeit liefern. Immerhin wird dem Streben der Jüngern gebührend Aufmerksamkeit gewidmet werden, insofern solche bereits einen Namen haben.

Das serbische Schrifttum entspricht der Größe des serbischen Volkes, ist also nicht gar zu umfangreich, kann sich aber, gereinigt von den Überwucherungen, getrost sehen lassen. Es würde, verglichen mit mancher favorisierten fremden Literatur, nicht zu erröten brauchen, würde sie nur geschickte Interpreten und vor allem weniger Voreingenommenheit beim deutschen Publikum finden. Das Streben unserer Schriftsteller ist ja ehrlich, und wenn sie in ihrem Schaffen den jeweiligen, literarischen Strömungen folgen, so tun sie schließlich das, was alle Welt tut.

Jetzt ist auch das serbische Schrifttum in Erzählung und Drama im Zeichen des Realismus. Der Realismus ist jedoch ein gesunder; und seine Vorführungen des täglichen Lebens durch psychologische Darstellung ergänzt, durch Poesie erhellt, sind stets wirksam, weil verständlich. Die Lyrik, die erwähnenswerte, hat auch bei uns ihre Wege.

I. Die Lyrik.

Da tönt noch immer im wunderbaren Klange die Leier des nun 71jährigen Jowan Jowanowitsch. Um seine Poesie richtig würdigen zu können, wäre ein größerer Raum von nöten, als mir zur Verfügung steht. Immerhin werde ich es versuchen, zum mindesten die Seele seiner Dichtung darzustellen. Durchwegs lyrisch, ist seine Muse bald leichtgeschürzt und fröhlich, bald vornehm und züchtig. Ihr Blick ist oft heiter, oft aber ernst und düster, ihr Lächeln schalkhaft und lustig, doch stets anmutsvoll. Sie ist bald wie ein leiser Frühlingshauch, der uns die Schläfen umschmeichelt; bald als süße Dämmerung, die uns die Freuden der Nacht ahnen läßt; bald als lustiger Kobold mit der Schellenkappe und dem hellen Auflachen; bald als artiges Guckindiewelt, pausbäckig, mit der Kindertrompete am rosigen Mündchen; bald als trauernder Genius, der eine eigene Erleichterung im Aufreißen schmerzvoller Wunden findet; bald wieder als der hellklingende Glockenton, der zur Andacht ruft, oder zur Wehr und Wahrung der von den Vätern ererbten Güter befiehlt.

Von allen seinen Dichtungen mögen nur zwei Sammlungen erwähnt werden; die „Rosen"*), in welchen er sein junges, sein lebendiges Eheglück besingt, und die „Welken Rosen", in welchen er sein vernichtetes, sein totes Glück beweint. Die „Welken Rosen" sind an dichterischer Glorie unerreicht in der serbischen Lyrik, sie bilden auch den Höhepunkt der Poesie Jowanowitsch'.

Als Übersetzer ist Jowanowitsch besonders geschätzt, da seine Übersetzungen zugleich Umdichtungen sind. Goethe („Iphigenie"), Bodenstedt („Mirza Schaffy"), dann die Ungarn Arany, Madach und Petöffy konnten keinen bessern Interpreten finden.

Ganz anders geartet ist die Muse Lazar Kostitsch'. Ausgestattet mit einer zügellosen Phantasie, würde er mit ihr in seinen Produktionen alsbald die Bollwerke der Ästhetik überrennen, wenn er sie nicht in die Schranken seines feinen Geschmacks und seiner geschulten Philosophie zurückgedrängt hätte. Aus solcher Kreuzung und Disziplinierung entstehen seine wohldurchdachten, aber auch wohldurchfühlten Lieder, die in der serbischen Literatur, was Komposition, gedrängte Ausdrucksweise, Beherrschung der Sprache und des

*) Der Name seiner Gattin. Im Originale „Djulitji", ein serb. Diminutiv des türkischen Wortes Djul, die Rose.

Reimes, Gedankentiefe und dichterischen Flug anbelangt, eine eigene, hohe Stelle einnehmen. Was Leidenschaftlichkeit und Farbenglut, doch stets in den Grenzen des Schönen, leisten können, kann man besonders an seinen größern Gedichten, wie „Simson und Dalila", „Die Ehebrecherin", „Die Klosterruine" nicht genug bewundern. Das bevorzugte Feld Kostitsch' ist aber das Drama, von welchem an anderer Stelle die Rede sein wird.

Mehr rhetorisch und pathosvoll, doch immerhin dichterisch schwungvoll und erhaben, sind die Lieder Dragutin Ilijtsch'. Ein Stich ins Romantische ist seiner Poesie eigen, was ihr in solchen Fällen einen eigenen, zarten Reiz verleiht. Auch sein Schaffen gehört mehr dem Drama an. Von seinen größern Gedichten mögen „Die Erzählung der alten Eidechse" und „Vater Gedeon" hervorgehoben werden. Das erste Gedicht eine Romeo und Julie-Geschichte, das zweite eine Räuberepisode, beide romantisch, das zweite auch etwas grausig.

Von den Jüngern und Jüngsten sind Alexius Schantitsch und Jowan Dutschitsch Lyriker par excellence und folgen in ihren stimmungsvollen und gemütstiefen Liedern und Balladen den Spuren des allzu früh verstorbenen Wojislav Ilijtsch, dessen formvollendete und tiefdurchfühlte Lieder dichterisch in wunderbarer Schönheit und Reinheit dastehen. Mileta Jakschitsch hat wohl am ausgeprägtesten die poetisch-erhabene und homoristisch-liebenswürdige Muse Jowanowitsch' geerbt, während Swetislaw Stefanowitsch die Poesie Lazar Kostitsch' mit Erfolg weiter kultiviert. Die Balladen und Romanzen Milorad Mitrowitsch', der ewig pulsierenden Liebe gewidmet, nehmen in der serbischen Literatur einen gewissen Rang ein. Die Lieder Osman Djikitsch' durchströmt orientalische Glut, während Omer-Beg Paschitsch in vornehmem Ton seinen heißen Patriotismus besingt, wie es auch der bereits verstorbene feurige Awdo Karabegowitsch getan. Die stimmungsvollen Dorflieder Milorad Petrowitsch' verdienen eine besondere Erwähnung.

II. Das heroische Epos.

Zum epischen Dichter hervorragenden Ranges hat sich Nikolaus Djoritsch, auch Dramatiker, mit seinem, vor zwei Jahren erschienenen Heldengedicht „Kossowo" emporgeschwungen. Vorläufig ist nur der erste Teil dieser groß angelegten Dichtung erschienen,

in welchem Zeit und Begebenheiten vor der Amselfelderschlacht (im Jahre 1389), nach dem Muster der großen, klassischen Epen, behandelt werden. Die in Hexametern mit Reimen geschriebene Dichtung verdient jede Anerkennung und Würdigung. Der zweite Teil wird der Schlacht selbst und deren unmittelbaren Folgen gewidmet sein.

III. Die Erzählung.

Dieser Zweig der Belletristik ist bei den Serben, wie bei allen Völkern, trotz Lyrik, am meisten entwickelt und zur höchsten Blüte gelangt. Die einzelnen Erzähler nehmen sich den Stoff zu ihren Darstellungen für gewöhnlich aus dem Kreise ihrer engern Heimat, was der Wahrscheinlichkeit ihrer Schilderungen nur zu gute kommt. Auf diese Weise entstehen zumeist ethnographische Erzählungen, deren Inhalt das örtliche Milieu und die Psyche der handelnden Personen getreu widergibt.

Die Vergangenheit, den sogenannten historischen Roman, kultivieren nur wenige, wie Tschedomilj Mijatowitsch, der als Historiker und Dichter dazu auch berufen ist. Sein Roman „Gradoje" spielt unmittelbar vor und nach der Amselfelderschlacht, ohne die Schlacht selbst vorzuführen, während die Romane „Ikonija" und „Rajko von Rassina" die Zeit der Unterjochung Serbiens unter den Türken behandeln. Andra Gawrilowitsch nimmt sich zum Stoff Begebenheiten aus der Zeit der altserbischen Könige. Auch er ist Historiker vom Fach. Dragutin Ilijtsch hat für seinen Roman „Hadschi Djera" die Ereignisse vor dem Aufstand Kara-Georgs (i. J. 1804) genommen; mit besonderer Vorliebe erweitert er die christlichen Legenden zu Erzählungen. Wie überall, werden auch in allen diesen Romanen zumeist romantische Begebenheiten, frei ersonnen, doch an geschichtliche Persönlichkeiten und Tatsachen gebunden, vorgeführt. Mijatowitsch hat vor nicht langer Zeit auch ein prächtiges und lebendiges Bild von Konstantinopel veröffentlicht.

Die meisten Erzähler befassen sich mit der Gegenwart und manche davon haben es bis zur Meisterschaft gebracht. Mit künstlerischer Einfachheit und angenehmem Humor behandelt Milan Andritsch die ungarländischen Serben, Panta Popowitsch derb und drastisch, ernst und eingehend Radoslaw Markowitsch, der auch den ersten und bis jetzt einzigen Bauernroman „Auf schlüpfrigem Wege", geschrieben, während Milewa Simitsch und Milan Nedeljkowitsch

das städtische Leben, im glatten Erzählerton, sich zum Vorwurf nehmen. Nedeljkowitsch' Roman „Der Bruch" behandelt auch die agrarische Frage, wenn auch nicht im sozialistischen Sinne. Die Dorf- und Stadtbilder sind getreu nach dem Leben gezeichnet und sehr wirkungsvoll.

Paul Markowitsch-Adamow hat sich durch tiefpsychologische, wenn auch etwas idealisierte Darstellung seiner Syrmier Bauern einen gar wohlklingenden Namen gemacht. Seine Erzählung „Jole" bleibt, was Kenntnis und Analyse der Bauernpsyche anbelangt, wohl einzig in ihrer Art. Damjan Preradowitsch hat sich zu seiner Erzählung „Vater, dein bin ich!" den Stoff aus der religiösen, sektierischen Bewegung, dem sogenannten Nazarenertum, genommen, während Stefan Mamusitsch andere Fehler und Untugenden der syrmischen Bauern behandelt. Budislaw Budisawljewitsch und Milan Budisawljewitsch bringen die eigenartigen Typen und Zustände der Likaner zur Darstellung. Ersterer mit einer virtuosen Behandlung der Sprache, letzterer mit einer seltenen Sicherheit in der Beherrschung des Materials und eleganter, künstlerischer Darstellung.

Land und Leute zu seinen zumeist pessimistisch gehaltenen Novellen entnimmt der Dalmatiner Iwo Ćipiko aus seiner Heimat, den dalmatinischen Inseln, während sein Landsmann Simo Matawulj zu seinen Erzählungen in das Milieu von ganz Dalmatien, dann von Montenegro und Serbien hineingreift. Matawuljs scharfe Beobachtungsgabe, sein wunderbarer, erquickender Humor, seine unerreichte Beherrschung der Sprache erheben ihn weit über das Niveau auch des bessern Erzählers. Am wohligsten, man könnte fast sagen, am zuhausesten fühlt er sich in der Darstellung des dalmatinischen Lebens und Treibens. Seine Romane „Die letzten Ritter" und besonders „Fra Bernhards Neffe", worin er das beschauliche Leben der Franziskaner und das Treiben der katholischen Bauern darstellt, stehen einzig in ihrer humorvollen, plastischen Behandlung des dankbaren Stoffes da. Die Montenegriner behandelt er mit mehr Ernst und webt häufig auch herzegowinische Motive hinein. Der Roman „Der Flüchtling" stellt die dortigen Zustände anfangs des vorigen Jahrhunderts dar. In der Behandlung des Belgrader Lebens trägt er einen gewissen Pessimismus zur Schau. Auch schrieb er ein wirkungsvolles Drama „Das Gelöbnis" aus dem Ragusaner städtischen Leben. In klassischer Art und Weise, durchwoben vom köstlichen Humor, schreibt jetzt Matawulj Erinnerungen aus seiner dalmati-

nischen Jugendzeit und seinem jahrelangen Aufenthalte in Montenegro. Diese Erinnerungen werden mit der Zeit eine gar kostbare Quelle für die Halbvergangenheit beider Länder bilden.

Die Bosnier und die Herzegowiner beschreiben zumeist in kurzen, charakteristischen Skizzen Swetozar Tjorowitsch und Peter Kotschitsch, während Zareja Popowitsch den Stoff zu seinen Erzählungen sich aus Alt-Serbien holt.

Das Leben und Treiben in Serbien haben sich gar viele Erzähler in Roman und Novelle zum Vorwurf genommen, die zumeist der Manier des verstorbenen Lazar Lazarewitsch folgen, der mit seinen psychologischen Erzählungen (von Boschidar Schaitsch ins Deutsche übersetzt), eine neue Epoche eröffnete. Janko Wesselinowitsch zeichnet sich durch seine poesie- und seelenvollen Darstellungen aus dem Bauernleben der Matschwa aus; manche seiner Erzählungen sind Gedichte in Prosa. Eine schöne, moralische Richtung geht durch seine Schriften und verleiht ihnen eine volkspädagogische Tendenz. Milowan Glischitsch ist ein Humorist, der ab und zu manches Drastikum ganz und gar nicht verschmäht. Eine der hervorragendsten Stellen hat sich Stefan Sremaz durch seine humorvollen, breitangelegten Schilderungen des Lebens in Dorf und Stadt errungen. In diesen Schilderungen, in welchen er gemächlich, doch fein psychologisch den Faden fortspinnt, hat Sremaz kaum einen Rivalen. Seine wirkungsvollsten Erzählungen sind „Iwkos Patronatsfest“, „Eine Dorfillumination“, „Wukadin“ und die köstliche Erzählung „Die beiden Pfarrer“, letztere aus dem Leben der ungarländischen Serben. Der frühverstorbene Swetolik Rankowitsch hat einige kaum besser motivierte Romane geschrieben. Sein Tod hat eine große Lücke in der serbischen ernsten Romanliteratur hinterlassen. Der Humorist Dragomir Brzak stellt gewöhnlich sich selbst in die Mitte der Darstellung und erzielt dadurch manche verdiente Wirkung. Etwas übermütig, doch stets geistreich ist Branislaw Nuschitsch in seinen Novellen. Er findet immer etwas Absonderliches, zumeist Pikantes, das er mit der unschuldigsten Miene vorbringt und dadurch nur den Effekt steigert. Was übersprudelnde Laune, prickelnder, oft gewagter Humor und flotte Darstellung leisten können, bezeugt seine einzig dastehende Erzählung „Das Gemeindekind“. Über seine dramatischen Leistungen an anderer Stelle. In seinem Roman in Versen „Die Macht der Liebe“ hat sich Duschan Nikolitsch Puschkins „Eugen Onegin“ zum Vorbild genommen; ob er dem großen

russischen Dichter mit der Zeit näher rücken wird, wird eben die Zeit lehren. Als Satiriker hat sich Radoje Domanowitsch hoch emporgeschwungen. Mit dem glücklichen Wurf der Erzählung „Marko Kraljewitsch zum zweitenmal unter den Serben" wurde er der literarische Held des Tages. Seine scharfen, treffsichern Waffen verschonen kein Übel, und da es deren viele gibt, sendet er auch viele Pfeile ab. Als den jüngsten Erzähler, der sich aber bereits einen gar wohlklingenden Namen gemacht, erwähne ich den hochbegabten und tiefsinnigen Boryslaw Stankowitsch, dessen pessimistische, oft tragische Schilderungen aus Wranja besonders durch seine psychologische Detailmalerei wirken.

IV. Das Drama.

Dieser Zweig der schönen Literatur wurde von den Serben stets mit Vorliebe kultiviert und ist auch jetzt das verlockendste Ziel manch aufstrebenden Talentes. Keine Preisausschreibung bleibt ohne zahlreich eingesandte Manuskripte, die jedoch zumeist nur den guten Willen der Einsender bezeugen.

Das hohe Drama, die historische Tragödie, hat bedeutende Repräsentanten, wie Lazar Kostitsch, Dragutin Ilijtsch, Milosch Zwetitsch. Lazar Kostitsch hat in seiner lyrischromantischen Tragödie „Maxim Zrnojewitsch" all seine Poesie und sein volles Temperament eingesetzt und ein Werk voll verhaltener und dann um so mächtiger hervorbrechender Glut geschaffen. Der interessante Stoff ist einem Volksliede entnommen und behandelt die Hochzeit des montenegrinischen Prinzen Maxim Zrnojewitsch mit einer venezianischen Dogentochter. Seine zweite, historische Tragödie, „Pera Segedinaz", ist wohl das vollendetste Drama, das die Serben haben. Es behandelt den Aufstand der serbischen Theismiliz gegen Kaiser Karl VI., ist durchwegs realistisch und, wie „Maxim", in tadellosen Jamben geschrieben. Leider kann ich mich in eine weitere Ausführung nicht einlassen. Als Shakespeare-Übersetzer („Romeo und Julia", „König Lear", „Hamlet", „Richard III.") nimmt Kostitsch in der serbischen Literatur die erste Stelle ein, wozu ihn die früher erwähnten Vorzüge besonders eignen. Dragutin Ilijtsch ist auch im Drama rhetorisch und pathetisch. Seine Tragödien, ebenfalls in Jamben geschrieben und aus der ältern serbischen Geschichte geschöpft („König Wukaschin", „Jakwinta", „Die Bogumilen"), sind zwar dramatisch ganz richtig, aber

so grausig, daß sie keine ästhetisch-harmonische Wirkung ausüben können. Eine Ausnahme macht sein jüngstes Drama „Saul", das sich durch eine poesievolle und sympathische Darstellung der beiden Rivalen, Saul und David, von den übrigen Dramen Ilijtsch' vorteilhaft unterscheidet. In weiterm Abstande von diesen beiden erwähne ich Milosch Zwetitsch, dessen Dramen „Nemanja", „Duschan", „Lazar", „Theodor von Stalatsch" mehr den routinierten Schauspieler und Regisseur als den Dichter verraten. In jüngster Zeit hat sich am Felde des sozialen Dramas moderner Richtung der geistvolle Erzähler und Lustspieldichter Branislaw Nuschitsch hoch emporgeschwungen. Seine Stücke aus dem Belgrader Leben „So mußte es sein" und „Auf uferloser See" (von Friedrich S. Kraus ins Deutsche übertragen) behandeln das Verhältnis zwischen Gatten und Gattin, die, mit wenig moralischem Halt, über ihre Verhältnisse leben und auf Abwege geraten.

Am Lustspiel arbeiteten neben Branislaw Nuschitsch mit Erfolg Milewa Simitsch, Demeter Kalitsch und Milan Sawitsch. Milowan Glischitsch' älteres Lustspiel „Ein Geniestreich" ist ebenfalls von Kraus ins Deutsche übersetzt.

V. Die literarische Kritik

ist nicht besser und nicht schlechter wie überall, denn überall dünkt sich der Kritiker über den Dichter erhaben und nirgends sind die Dichter mit den Kritikern zufrieden. Als ernste, ja gelehrte Kritiker mögen der verstorbene Ljubomir Neditsch, dann Bogdan Popowitsch, Radiwoj Wrhowaz, Jascha Prodanowitsch, Jowan Skerlitsch, Swetislaw Stefanowitsch erwähnt werden. Mit weniger gelehrtem Ballast arbeiten Milan Nedeljkowitsch, Milan Sawitsch und besonders Marko Zar, der durch vielseitige Sprachkenntnisse unterstützt, seine stets interessanten Rezensionen in liebenswürdiger, aber auch überzeugender Weise vorbringt. Vor ganz kurzer Zeit sind zwei Bücher erschienen, die eine besondere Erwähnung verdienen. Lazar Kostitsch hat in einem umfangreichen Bande eine erschöpfende Kritik der Poesie Jowan Jowanowitsch' herausgegeben, die uns zur Überzeugung führt, daß sein eigentliches Feld einzig und allein die Lyrik und das Drama ist. Das zweite Buch ist eine „Geschichte der serbischen Literatur" für den Schulunterricht von Jowan Grtschitsch, das eine lang vorhandene und schmerzlich empfundene Lücke bibliographisch erschöpfend ausfüllt.

VI. Literarische Vereine.

Zur Hebung der serbischen Literatur entstanden im Laufe des verflossenen Jahrhunderts einige Vereinigungen, die, abgesehen von den literarischen Blättern und Zeitschriften, viel für die serbische Literatur auch geleistet haben. Im Jahre 1826 entstand die Serbische Matiza, deren Organ, der „Letopis" („Jahrbuch") — eine Revue — bis zum 227. Bande gediehen, und deren Sitz in Neusatz ist. In Belgrad besteht neben der Stiftung des Ilija Kolaraz für literarische Zwecke, die jährlich einen größern Band — Revue — herausgibt, noch die weitverzweigte Vereinigung, der „Serbische literarische Verein", der neben der Herausgabe von Werken moderner Dichter sich ein besonderes Verdienst durch Neudruck älterer Schriftsteller erwirbt. Die königliche Akademie in Belgrad ist nur wissenschaftlichen Zwecken gewidmet.

VII. Literarische Zeitschriften.

Für die serbische Literatur haben sich unsere literarischen Blätter ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben. Geraten sie in geschickte Hände, nehmen sie auch eine führende Rolle ein. Jetzt erscheinen: in Sarajewo „Bosanska Wila", redigiert von Nikolaus Kaschikowitsch; in Karlowitz „Brankowo Kolo", fachmännisch redigiert von Paul Markowitsch-Adamow; in Belgrad „Delo", redigiert von Dragutin Pawlowitsch, „Knjischewni Glasnik", redigiert von Bogdan Popowitsch, „Nowa Iskra", illustriert, redigiert von Rista Odawitsch; in Zettinje „Knjischewni List", redigiert von Mirko Mijuschkowitsch; in Ragusa „Srdj", redigiert von Anton Fabris. Bis vor kurzer Zeit waren noch einige Blätter erschienen, die aber im Laufe dieses Jahres eingingen.

Aus den „Rosen“ des Jowan Jowanowitsch.

Übersetzt von Dr. Milan Savić. Neusatz.

LXXI.

Fragen wirst du mich, mein Liebchen,
Wann ich diese Lieder schrieb —
Ein Moment und ein Gedanke
War es, der mich dazu trieb.

Gleich dem Baume ist das Herz mir,
Seine Blüten — meine Lieder,
Es genügt ein Blick, ein Lächeln,
Und sie fallen alle nieder.

Und ich kann es dir nicht sagen,
Was es war, ob Freude, Schmerz —
Nur das Eine konnt' ich fühlen,
Wie mir leichter ward ums Herz.

Gedichte von Camillo V. Susan.*)

Liebeslieder.

Mit deinen Küssen lohnst du mir
Die kleinen Liebeslieder,
Bin ich ein Weilchen nur bei dir,
Von neuem summt es wieder.

Fern ist mein Haus und still die Nacht,
Da läßt sich's leise singen,
Und manches Lied wird heimgebracht,
Das lange noch wird klingen.

---

*) Aus dem soeben erschienenen Buche: Mit bunten Schwingen. Gedichte von C. V. Susan. München und Leipzig, 1905. Georg Müller.

Mein Erbe.

Ich halte dich, mein liebes Kind,
In meinen Vaterarmen —
Du bist ein gar so süßes Ding,
Mich faßt es wie Erbarmen.

Ich hab' ins Leben dich gesetzt,
In seine engen Schranken,
In seine Träume, seine Qual
Der Sehnsucht und Gedanken.

Was je ein Mensch, was ich erlitt,
Du mußt es von mir erben:
Ein Frühlingsglück, ein herbstlich Leid
Und Kampf und Not und Sterben!

Es war schon lang kein solcher Tag.

Es war schon lang kein solcher Tag,
So blau, so mild, so voll von Duft,
Und auch schon lange hört ich nicht
So viele Lerchen in der Luft.

Die Wiese grünt und blüht so schön!
Es war schon lang kein solcher Tag,
Daß ich so süßer Träume voll
Wie heut auf Gras und Blumen lag;

Und daß die ganze Welt um mich
Mit ihrem Duft und Sonnenschein
Für all den Jubel meiner Brust,
Für all mein Glück zu klein, zu klein!

Flehende Stimmen.

Glocken klingen alle Tage,
Doch die Seele muß sie hören
Und es nah'n dir täglich Träume,
Doch es darf kein Laut sie stören.
Alles Innerste des Lebens
Geht dahin durch deine Stunden,
Lautes Glück und banges Elend,
Leise Tränen, tiefe Wunden.

Einsam mußt du sein und bleiben
Und in tiefster Stille lauschen,
Soll die laute Hast des Lebens
Nicht die Klänge überrauschen,
Sollst du hören diese Stimmen,
Die aus allen Ecken flehen:
„Laß uns zu Gedanken, Worten
Überhallend auferstehen!"

Das Meerauge.

Aus dem Polnischen des **Jan Kasprowicz**, übersetzt von **Julius Twardowski.**

Verschieden wird der poesievolle Name des hoch- und wildromantischen Karpathensees, der „Perle der Tatra", erklärt. Bald sei es das wechselnde Farbenspiel seiner Wasser, welches an das Meer gemahne; bald rühre die Bezeichnung daher, daß die umwohnenden Góralen einen unterirdischen Zusammenhang der tiefen Tatraseen mit dem Meere wähnten. Eine abweichende, wenig gekannte Deutung erfährt die Benennung des „Meerauge" im nachstehenden Märchen, welches Jan Kasprowicz, unter den zeitgenössischen polnischen Dichtern der genialsten einer, der Legende nacherzählt.

Seht ihr die Felsen und Zinken? Wohlan! Nicht immer waren sie, sondern goldene Ähren erglänzten ringsum — hüfthoher Hafer und Weizen so üppig, daß drinnen ein Bauer wohl unbemerkt blieb.

Auch Wälder gab es, undurchdringlich, gerade wie heute noch. Hei!

Hier, wo heute Stein und Geröll, hauste in altvergangenen Zeiten ein weithin gebietender Herr, ein Hetman oder Woiwode; Morski hieß er.

Ihm gehörte gewaltiger Reichtum, Felder wie Wälder, und dies alles war seiner Tochter bestimmt, die er, als sein einziges Kind, gar inniglich liebte.

„Wie bist du mir teuer!" — so sprach er zu ihr — „und welche Schätze die Erde auch berge, nichts sind sie mir, nichts, im Vergleiche zu dir. Für dich, du mein Mägdlein, will alles ich tun, und eines nur niemals gestatten: nie sollst du einem aus fremdem Geschlechte gehören, und wäre er Fürst oder König gar — nur einem Manne von unserem Blut."

So hatte zu ihr, der Tochter, Herr Morski gesprochen. Hei!

Aber über der Grenze, dem Rain, hauste auf seinem Felsennest ein Ungarnfürst oder -König, der einst des Herrn Morski überaus schöne Tochter erschaute, in mächtiger Liebe zu ihr erbrannte und erkannte, daß er ohne sie nicht mehr bleiben könne und sie zur Gemahlin erhalten müsse.

Er sandte auch Boten auf Boten, doch Herr Morski wollte sie niemals erhören.

Vergebens ist — so lautet' seine Rede — all sein Bemühen und Streben, denn wer sein Land ins Herz geschlossen, wird sein Liebstes niemals fremden Landen anvertrauen. Also sprach er. Hei!

Doch was geschah: es brach ein großer Krieg aus.

Der Feind — man weiß nicht, ob Deutsche ob Tataren — fiel ins Land ein, sengte und plünderte, pfählte die Menschen, die sich mutig ihm entgegenstellten oder nahm sie als Sklaven gefangen.

Höchste Eile sah der Woiwode geboten, Schwärme Volkes aufzubringen, sie mit Äxten und Schwertern zu bewaffnen, mit Eisenpanzern auszurüsten und so dem Feinde zu begegnen, auf daß dieser es recht verspüre, daß die Erde Rittersmannen trage, die ihr Land zu schützen wissen. Hei!

Also rüstete der Woiwode, froh und mächtig, Heimaterde zu beschützen; die Tochter aber tat er in ein Kloster, damit des ungarischen Gecken Auge das Mädel nicht erspähe.

Und als er schied, da droht' er ihr mit seinem fürchterlichsten Fluche, falls sie uneingedenk der väterlichen Warnung handeln würde.

Doch jener Herr aus fremdem Land sandte ihr Korallen und Edelgestein, versprach ihr, silberne Schlösser und goldene Kammern zu erbauen, und sandte hexende Zigeunerinnen, die sie in den Bann ihres Zaubers schlugen, so daß endlich Herrn Morskis Töchterlein des väterlichen Willens vergaß und in die Flucht aus jenem Kloster willigte.

Der Fürst kam selbst sie zu holen, pochte im Mönchsgewand an die Pforte des Klosters und bat um Asyl.

Und da im Kloster alles in Schlummer versunken und die Hexen die wachenden Hunde mit bösem Zauber zum Schweigen gebracht, entführte der Fürst die Jungfrau, nahm sie alsbald zur Gattin und brachte sie in den Korallenpalast, inmitten von Gold und kostbar Gestein.

Und es ging ihnen überaus gut. Sie lebten im Glück Tag um Tag, Jahr um Jahr, und hatten der Kinder sieben, alle wie Engel.

Da der Pflichtvergessenen Vater vom Kriegszug nicht heimkam und in der Gegend die Sage ging, daß er gefallen, so wehrte die Fürstin, des Fluches nicht mehr denkend, jeglicher Sorge den Zutritt zur Seele; in zärtlichem Kosen mit den Kindern liebte sie es, dem Reh gleich auf blumigen Wiesen zu hüpfen und tanzen. Und abendlich wiegten zaubernde Feen erzählend und schmeichelnd die glückliche Fürstin in süße Träume. Wohl waren sie süß, diese Träume, aber nicht ewig. Hei!

Denn, höret, eines Tages geschah es — weiß doch Herr Jesus, was er tut, und Ungehorsam wie Verrat rächt sich in der Strafe — daß der Woiwode mit großem Ruhm zu seinem Stammsitz zurückkehrte und nach der Tochter zu fragen begann.

Fast wäre das Herz ihm vor Leid zersprungen, als ihn die Burgmannen und Diener auf den Korallenpalast hinwiesen. Und dort — in köstlichen Gewändern und Kleinodien, mit Perlen und goldenen Gehängen, wie ähnliches die Unsrigen nicht einmal zu Buda und Käsmark gesehen, zog ihm die Tochter entgegen, ihn zu begrüßen und ihres Glücks sich zu rühmen.

Doch er, der alte Morski, der — merket wohl — in seinem Kinde keine königliche Wanda[1]), sondern einen verräterischen Sproß erkannte, der fuhr auf, furchtbar dröhnend, wie vom Kriegszorn hingerissen, er bekreuzigte sich und stampfte mit dem Fuße mit solcher Macht und Kraft, daß in selbiger Stund' das Korallenschloß in Staub und Trümmer fiel. Hei!

Und zugleich donnerte er jenen verheißenen Fluch hinaus — es war, als ob sich der Fels von den Ziegen- und Buchenspitzen[2]) bröcklen und krachend und polternd in den Abgrund stürzen wollte — den Fluch, daß all dies zu Steinen sich wandle, Fluren und Burgen und aller Reichtum des Fremdlings. Hei!

Selbst da ihm die Tochter die Kinder zuführte, meinend, so seinen Groll zu beschwichtigen, achtete er ihrer nicht, sondern brach nur um so gewaltiger los — gleich dem Heulen des Bergsturms, der die Wälder wie Gras niedermäht, und im wilden Grimme rief er ihr also zu:

„Du bist mir nicht Tochter, dies sind nicht die Enkel des Morski! Zerfließen sollst du in deinen Tränen, ertrinken darin deine Kinder!"

Also fluchte der Alte. Und schon ward alles zu Stein.

Es wuchsen empor diese Berge — Żabie und Meeraugenspitze, Cubryna und Mengsdorferspitze, Wrota und Miedziane und alle die, so ihr hier ringsum erblicket.

Und diese Spitze — seht nur allda! —, Mnich[3]) wird sie genannt, ist also entstanden: jener Ungarnfürst in seinem Schrecken

---

[1]) Tochter des Königs Krakus, des sagenhaften Begründers von Krakau, welche sich in die Weichsel stürzte, um nicht ihre Hand dem deutschen Fürsten Rytiger reichen zu müssen.

[2]) Gipfel in der polnischen Tatra.

[3]) D. h. Mönch.

verkleidete sich als Mönch — eben wie einstens, da er ans Pförtchen des Klosters des Mädchens wegen geklopft — und wollte also entkommen. Doch rascher als er, schritt das Verhängnis, es vertrat ihm den Weg und er erstarrte zum Felsen.

Angesichts dessen flüchtete sich die Herrin, angstvoll, verzweifelnd, zu zaubernden Feen, doch auch diese wußten nicht zu raten, sondern nahmen nur je ein Kind und suchten zu entkommen.

Die Steine aber wuchsen allüberall, daß nirgends ein Ausweg sich öffnete. Die Frauen ließen sich mit den Kindern nieder und harrten des sicheren Todes.

Nichts war in der Runde zu hören, als Stöhnen, Weinen und Klagen, daß einem vor Leide das Sterben kam. Die Kinder riefen nach der Mutter; sie lief herbei und weinte mit ihnen und weinte, wie die Siklawica[4]) dort, die schäumend gen Rostoki fällt.

Und wisset, aus seinen Zähren wurden der Seen sieben, und diese schwollen solcherart an, daß jene unschuldsvollen Wesen drin ertranken — in jedem See ein Kindlein liegt.

Die Fürstin aber erklomm auf der Flucht vor den steigenden Fluten einen gar mächtigen Gipfel, die Meeraugenspitze, und weinte sich dort ihre Augen aus bis ganz auf den Grund.

Eines derselben floß von der Höhe — seht hier — diese Rinne hernieder, wo jetzt ewiger Schnee liegt, und bildete dann jenen See, der, weil aus dem Auge von Morskis Tochter entstanden, seit jenen Zeiten Morskie Oko[5]) genannt wird.

In diesen See versenkte die Fürstin in unnennbarem Weh all ihre Schätze und Kleinodien, die für sie allen Wert verloren hatten. Wohl fischten Leute, heißt es, die Schätze wieder heraus, doch brachten diese kein Glück.

Und dann, als nichts mehr für sie auf der Welt war, nur Berge und Fluten, ist auch die Fürstin in einem der Seen, die ihr hier schauet, versunken.

Tief schwarz sind seine Wasser[6]), so tief und schwarz wie die Trauer, in welcher die Frau in den Tod gegangen.

---

[4]) Ein Wasserfall im Tale der „Fünf Seen" in der Tatra.

[5]) Oko = das Auge.

[6]) Oberhalb des Meerauges befindet sich der kleinere, noch wilder gelegene czarny staw (der schwarze See).

Rundschau

Weltpolitik.

Ende Oktober war ein Ereignis zu verzeichnen, das der Presse viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Am 28. Oktober trat plötzlich der italienische Ministerpräsident Giolitti in Homburg v. d. H. ein, um dem dort weilenden deutschen Reichskanzler einen Besuch abzustatten. Nach zweitägigem Aufenthalte kehrte Herr Giolitti nach Italien zurück, um unverweilt den König in Racconighi aufzusuchen. Damit war klargestellt, daß die Reise nach Homburg keinem Höflichkeitsbesuche diente, sondern politischer Natur war. Die englische Presse, die bekanntlich das Gras wachsen hört, erklärte sofort, daß es sich um einen Vermittlungsversuch zwischen Rußland und Japan handle; als daran aber kein ernstes Blatt auf dem Festlande glaubte, wurde aufs Bestimmteste versichert, daß es in der mazedonischen Frage zwischen Österreich-Ungarn und Italien wieder zu schweren Meinungsverschiedenheiten gekommen sei, um deren Ausgleichung nun Graf Bülow angegangen wurde. Diese Kombination war nicht klüger als die erste, und die „Morningpost", der man sie verdankte, mußte sich von englisch-amtlicher Seite selbst ein Dementi gefallen lassen. Seit der Zusammenkunft Tittonis und Goluchowskis in Abbazia hat es tatsächlich zwischen Wien und Rom keine Differenzen in Balkandingen gegeben, ebenso wie auch das Verhältnis zwischen dem italienischen Oberkommandanten der Reformgendarmerie und den österreichisch-ungarischen und russischen Offizieren keinerlei Trübung erfahren hat. Wenn trotzdem die Reformarbeit in den europäischen Vilajets nur langsam vorwärtsschreitet, so ist daran die traditionelle Verzögerungstaktik der Pforte schuld, in der sie allerdings durch alle Versuche, Unfrieden zwischen den Reformmächten und zwischen diesen und den

andern Großmächten, besonders Italien, zu säen, bestärkt wird. Die englische Presse hat also um so weniger Recht, sich über den langsamen Fortgang der Reformaktion zu beklagen, da in erster Linie sie es ist, die durch ihre fortgesetzten Bemühungen das Konzert der Großmächte zu stören, die Pforte zu immer neuen Verschleppungskünsten ermutigt.

Nachdem es mit der „Vermutung", daß in Homburg die Balkanfrage abgehandelt wurde, auch nichts war, kam — wiederum ein englisches Blatt — die „Times", mit einer neuen Enthüllung. Darnach sollte Graf Bülow den italienischen Ministerpräsidenten nach Homburg eingeladen haben, um ihm den Gedanken nahezulegen, daß die Taufe des neugeborenen italienischen Thronfolgers eine günstige Gelegenheit zu einer Verständigung zwischen dem Könige von Italien und dem päpstlichen Stuhle biete. Die Enthüllung der „Times" entsprach durchaus der generellen Tendenz der englischen Presse, Deutschland als jene Macht hinzustellen, die in alle möglichen fremden Angelegenheiten ihre Nase steckt. Natürlich war an der ganzen Information des englisches Blattes kein wahres Wort, nachdem es ein von der deutschen Reichspolitik peinlich festgehaltener Grundsatz ist, im Gegensatze zu dem diplomatischen Systeme Napoleon III., sich nicht mit fremden Händeln zu befassen. Plausibler als die englischen Erklärungsversuche, betreffend die Homburger Zusammenkunft, ist die Ansicht, daß gewisse Wünsche Italiens hinsichtlich Tripolis den italienischen Ministerpräsidenten nach Homburg geführt haben, sowie das Bedürfnis Giolittis unmittelbar vor der Auflösung der italienischen Deputiertenkammer und der Vornahme von Neuwahlen die unerschütterliche Festigkeit des Bündnisses mit Deutschland zu demonstrieren. Bei den italienischen Kammerwahlen wird übrigens über mehr entschieden werden als über das Schicksal des Ministeriums Giolitti. In der letzten Zeit ist viel von der Aufhebung der „Non expedit", d. h., des päpstlichen Verbotes der Beteiligung der Katholiken an den politischen Wahlen in Italien, gesprochen worden, nachdem vorher wieder von einem Ausgleiche zwischen Quirinal und Vatikan die Rede war. Alle darauf bezüglichen Nachrichten sind in Abrede gestellt worden und es ist in der Tat unwahrscheinlich, daß in der nächsten Zeit das Verhältnis zwischen Königtum und Papsttum in Italien eine grundsätzliche Änderung erfahren werde, allein ebenso zweifellos ist es, daß ein solcher Umschwung sich vorbereitet, weil auf beiden Seiten sich die Neigung zu einer Annäherung immer stärker entwickelt. Die parteipolitischen Verhältnisse in Italien haben sich in den letzten

Jahren sehr unerfreulich gestaltet. Vermöge seines Temperaments ohnehin zu Übertreibungen und zum Radikalismus geneigt, ist die Bevölkerung des Königreichs um so leichter der sozialdemokratischen und republikanischen Propaganda verfallen, als das „Non expedit“ jene konservativen Elemente vom politischen Leben ferne hielt, die dem Liberalismus ein Gegengewicht hätten bieten und seinem Versinken in eine bodenlose Korruption hätten vorbeugen können. Auf der einen Seite die vom Freimaurertum beherrschte und bis ins Mark verderbte lieberale Partei, die eben deshalb nicht die geringste Aussicht auf eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse bietet, auf der anderen die Sozialdemokratie und der Republikanismus mit ihren glänzenden Versprechungen auf die Zukunft, konnte die Wählerschaft nicht zögern, in immer größeren Massen in das Lager der letzteren abzuschwenken. Wohl versuchte man die liberale Partei zu purifizieren, allein das Material selbst war unbrauchbar geworden und wurde strikte jede Umgestaltung und der Versuch Zanardellis und Prinettis, den zusammenbrechenden Liberalismus durch eine aktive auswärtige Politik über Wasser zu halten, scheiterte ebenfalls und so bleibt nur der administrative Einfluß als einziges Mittel übrig, bei den Wahlen noch eine gouvernementale Majorität zustande zu bringen. Wie lange noch? Wenn man bedenkt, wie leicht die revolutionären Elemente den Zarenbesuch in Rom, der doch ein sehr wesentliches Glied in dem politischen Konzepte des Ministeriums Zanardelli bildete — verhindert hatten und zu welch schwächlichen Erklärungen sich selbst Giolitti gelegentlich der letzten großen Streiks genötigt sah, dann läßt sich fast mit mathematischer Genauigkeit der Zeitpunkt berechnen, zu dem über Italien und die savoyische Dynastie die sozialdemokratisch-republikanische Sündflut hereinbrechen wird, wenn nicht endlich auch jene Schichten in den politischen Kampf eintreten, die sich bisher infolge des päpstlichen Wahlverbots von ihm ferngehalten haben. Damit ist aber zu rechnen. Der erste Versuch ist übrigens bereits bei den anfangs November durchgeführten allgemeinen Kammerwahlen gemacht worden, an denen sich die Katholiken unter stillschweigender Duldung seitens des päpstlichen Stuhles beteiligten und einen durchschlagenden Erfolg der Gemäßigten über die revolutionären Elemente herbeiführten. Noch kämpfen im Vatikan die alte intransigente und die neuere nationale Richtung miteinander und daraus erklärt sich auch die schwankende Haltung des Papsttums in den letzten Jahren gegenüber der „christlichen Demokratie“ in Italien, allein unaufhaltsam drang diese vor-

wärts. Erkennend, daß eine weitere Passivität der katholischen Bevölkerung zum Siege der Sozialdemokratrie, mithin zum nationalen und sozialen Ruine Italiens führen müsse, dringt die „christliche Demokratie" auf die politische Betätigung der Bevölkerung und schickte sich trotz des Non expedits an, in die Wahlen einzugreifen. In der Tat gibt es heute in Italien nicht einen einzigen monarchistischen Staatsmann, der nicht überzeugt wäre, daß die Erhaltung des Königtums und die Erfüllung der sozialreformatorischen Aufgaben des Staates ohne die Teilnahme des katholischen Elementes möglich wäre. Daß diese im vollen Umfange nur im Wege einer Ausgleichung mit dem Vatikan möglich ist, liegt auf der Hand, aber eben auch diese wird von den italienischen Staatsmännern angestrebt, weil sie sich hievon, angesichts des sich immer mehr verschärfenden Konfliktes zwischen Frankreich und der Kirche mit Recht auch in auswärtiger Beziehung bedeutende politische Vorteile versprechen. Kommt es zwischen Frankreich und dem Vatikan zum endgültigen Bruche, dann würde eine Aussöhnung zwischen Papsttum und Königtum in Italien die ganze gewaltige Macht der katholischen Kirche auf internationalem Gebiete der auswärtigen Politik Italiens nutzbar machen und die politische Führung der romanischen Welt würde von Frankreich auf Italien übergehen, falls dieses den Staatsmann aufbrächte, intelligent und willenskräftig genug, diese Konjunktur zu benützen. Die aktuell werdende Frage einer Auseinandersetzung zwischen Vatikan und Quirinal eröffnet im Zusammenhange mit dem Kampfe der gegenwärtigen französischen Regierung gegen die Kirche die Perspektive auf politische Gestaltungen, die sich heute in ihrem Umfange und ihrer Bedeutung noch gar nicht abschätzen lassen. Bei den Wahlen hat Giolitti mit Hilfe der Katholiken einen durchschlagenden Erfolg errungen.

Mittlerweile geht der ostasiatische Krieg seinen blutigen Weg weiter. Japan kämpft mit einer Verachtung seines lebenden Materials ohnegleichen. Riesig sind die Verluste, mit denen es die kleinsten Vorteile erkämpft und seine Siege in den letzten vier Monaten, im ersten Augenblicke für entscheidende gehalten, stellten sich nachträglich insofern als zweifelhafte Erfolge heraus, als sie ja den Vormarsch sicherten, die Aktionsfähigkeit der russischen Armee unter Kuropatkins umsichtiger Leitung jedoch nicht wesentlich beeinträchtigten. Nahezu gleichwertig stehen nunmehr beide Armeen einander gegenüber und wenn auch der letzte Vorstoß der Russen mißglückte, so lassen doch ihre fortgesetzten

Bestrebungen bald eine Wiederholung erwarten. Die Pause, die infolgedessen in den Landoperationen eingetreten ist, ist durch einen tiefbedauerlichen Zwischenfall in der Nordsee ausgefüllt worden, dem zwei englische Fischerboote und mehrere Fischer zum Opfer fielen. Der Vorfall ist noch nicht ganz aufgeklärt. Nach den bisher vorliegenden Meldungen sah sich die russische Baltische Flotte, die am 12. Oktober Liebau verlassen hatte, um nach Ostasien zu gehen, in der Nacht vom 22. auf den 23. Oktober auf der Höhe von Hull plötzlich englischen Fischerbooten gegenüber und drei russische Schiffe gaben, in der Meinung, daß es von Japanern gecharterte und einen Torpedoangriff planende Boote wären, einige Schüsse ab. In der englischen Presse wurde darob natürlich großer Lärm geschlagen, dabei aber, wie gewöhnlich, weit übers Ziel geschossen. Mißverständnissen, wie dem bei Hull, muß selbstverständlich im Interesse des ungestörten Handelsverkehrs zur See unter allen Umständen vorgebeugt werden, allein das ist nicht nur Sache der russischen Regierung und ihrer Admirale, sondern auch die aller seefahrenden Nationen. England selbst hat in dem vorliegenden Falle alle Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen. Obgleich die englische Regierung weiß, daß Kriegsschiffe in Kriegszeiten in allen Gewässern, wo der Feind vermutet wird, Order haben, auf jedes Schiff zu schießen, das sich ihnen auf Torpedoschußweite nähert; obgleich die englische Regierung selbst Rußland vor gegnerischen Anschlägen in europäischen Gewässern gewarnt hat, hat sie es unterlassen, der eigenen Handelsflotte die entsprechenden Instruktionen und, wie Dänemark es tat, der Baltischen Flotte englische Kriegsschiffe als Begleitung mitzugeben. Die englische Regierung hat also auch ihren Teil Schuld an dem Unglücke von Hull und darum war auch auf die Kriegsfanfaren der englischen Presse nicht viel zu geben. Der Fall ist, wie zu erwarten war, einer schiedsgerichtlichen Verhandlung zugeführt worden.

Zu beiden Seiten der Leitha.

Für die breite Öffentlichkeit überraschend sind die Personalveränderungen gekommen, die in der letzten Oktoberwoche sich im Schoße der Regierung vollzogen haben. An die Stelle des scheidenden Finanzministers v. Böhm ist der bisherige Direktor des Post-

sparkassenamtes Kosel getreten. Der Ackerbauminister Freiherr v. Giovanelli wurde durch den Grafen Bouquoi ersetzt und endlich in der Person des Hofrates Prof. Randa wiederum ein tschechischer Landsmannminister ernannt. Bevor über die Bedeutung dieser Veränderungen etwas gesagt werden soll, sei auf die letzte Landtagssession hingewiesen, die für die Herbstkampagne des Reichsrates eher Sturm als Sonnenschein erwarten ließ. Hörte man doch, daß Tschechen und Südslaven die parlamentarische Herbstkampagne mit einem gemeinsamen heftigen Angriffe auf die Regierung eröffnen wollen. Den Anlaß dazu sollten die Vorgänge im dalmatinischen und im krainischen Landtage geben. Eine vom dalmatinischen Statthalter Freiherrn v. Handl gelegentlich einer Disziplinaruntersuchung gemachte Äußerung wurde in der Weise entstellt publiziert, daß es schien, als ob Freiherr v. Handl erklärt hätte, es gebe in Dalmatien überhaupt kein Ehrenwort. Darob große Entrüstung im Lande, die besonders von süddalmatinischen Abgeordneten geschürt auch dann nicht nachließ, als eine eingeleitete Untersuchung ergeben hatte, daß Freiherr v. Handl die ihm in den Mund gelegte Äußerung nicht getan hatte. Der Umstand, daß trotzdem die Agitation im Lande fortgesetzt wurde, deutete bereits darauf hin, daß der Zwischenfall nur als Vorwand benützt wurde, um den „Beamten" Freiherrn v. Handl zu stürzen. Was die Dalmatiner bezwecken wollen, ist nicht recht klar: es mag ja da unten im Süden Leute geben, die allen Ernstes glauben, daß dann an die Stelle des Freiherrn v. Handl ein nationaler Statthalter treten werde, allein von den dalmatinischen Abgeordneten ist doch nicht anzunehmen, daß sie in dem Wahne leben, der Kaiser würde etwa Herrn Bianchini als Statthalter nach Zara setzen. Sie müssen doch wissen, daß bei der komplizierten Natur der südslavischen Frage gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Dalmatien nur ein Statthalter möglich ist, der energisch und unparteiisch genug ist, um auf diesem heißen, von nationalen und konfessionellen Zwistigkeiten durchwühlten Boden die staatliche Autorität aufrechtzuerhalten. Wenn die dalmatinischen Abgeordneten trotzdem die Landtagsverhandlungen mit einer Insulte gegen den Statthalter eröffneten, so führten sie damit nur die sofortige Vertagung des Landtages herbei. — Die krainischen Slowenen haben dieselbe Erfahrung gemacht. Auch in Laibach hatten die klerikalen und die liberalen Slowenen für einen Augenblick ihre bittere Feindschaft vergessen, um dem „Beamten" Freiherrn v. Hein das Leben sauer zu machen und womöglich seine Ersetzung durch einen Statthalter zu

erzwingen, der seine Instruktionen von Herrn Tavcar und von Herrn Schusterschitz entgegenzunehmen hätte. Da aber die beiden Herren auch einander bitter hassen, so dürfte die Regierung sich kaum zu einem derartigen Experimente bereit finden lassen.

Die Verhandlungen des böhmischen Landtages haben den Verlauf genommen, den man voraussagen konnte. Nach einigen Sitzungen wurde der Landtag vertagt, da die Konferenzen, die wegen der Einstellung der tschechischen Obstruktion im Reichsrate und der deutschen im Landtage gepflogen wurden, ergebnislos blieben. Immerhin aber sind die Bemühungen der Agrarier, auf beiden Seiten die Obstruktion zu bannen, nicht ohne Wirkung geblieben. In der jungtschechischen Partei mehrten sich die Stimmen für ein Aufgeben der Obstruktion; man will aus der Sackgasse, in die man sich verrannt hat, da die Obstruktion nicht den Sturz der Regierung, sondern im Gegenteile ihre Befestigung herbeigeführt hat. Die Schwierigkeit liegt nur an dem „Wie". Bisher bestanden die Tschechen darauf, daß ihnen für das Aufgeben der Obstruktion ein Preis gezahlt werden müsse, heute müssen sie sich wohl sagen, daß dieser Preis in nichts anderem bestehen könne, als in der Wiederherstellung ihres durch die eigene Obstruktion vernichteten parlamentarischen Einflusses. Der deutschnationale Abgeordnete Sylvester hat das kürzlich in eine allgemeine Formel gefaßt, indem er erklärte, die Machtstellung der Regierung verstärke sich von Tag zu Tag; das Parlament müsse deshalb mit sich darüber zu Rate gehen, ob es sich aus dem staatlichen Leben ganz ausschalten wolle. — Die Erkenntnis, daß der Obstruktion nur eine negative aber keine positive Kraft innewohne, wäre also endlich auf beiden Seiten da und aus dieser Wahrnehmung erklärte sich der nunmehr von der Regierung unternommene neuerliche Versuch, das Abgeordnetenhaus arbeitsfähig zu machen. Während der Wechsel im Finanzministerium politisch nicht in Betracht kommt, soll durch die Ernennung eines tschechischen Landsmannministers den Tschechen eine Brücke von der Obstruktion zur Opposition geschlagen, durch die Ernennung des Grafen Bouquoy aber der Einfluß der Agrarier, also jener Elemente auf die Gestaltung der Dinge im Parlament gestärkt werden, die bisher am rührigsten für die Ausschaltung der Obstruktion eintraten.

Leider ist durch die beklagenswerten Vorfälle in Innsbruck die Entwicklung der Dinge in dieser friedlichen Richtung einigermaßen gehemmt worden. Die Vorfälle sind genügend bekannt, als daß sie

nochmals erzählt werden sollten; nur die wesentlichen Punkte seien erwähnt. Die Befürchtung, daß es bei Eröffnung der italienischen Fakultät zu Demonstrationen und Zusammenstößen kommen werde, bestand bereits vor Wochen. Ebenso war es kein Geheimnis geblieben, daß die italienischen Studenten beabsichtigten, sich für diesen Fall mit Schießwaffen zu versehen. Der Bürgermeister von Innsbruck hatte es trotzdem übernommen, für die Aufrechterhaltung der Ruhe zu sorgen, allein er versäumte es, die notwendigen Vorkehrungen zu treffen, d. h. die italienischen Studenten zu überwachen und ihnen rechtzeitig die Revolver abnehmen zu lassen. So kam es zu dem Revolverangriff der Italiener auf die Deutschen, die die Ausschreitungen der letzteren hervorrief, die wiederum zum Eingreifen des Militärs zwangen. Daß letzteres auch ein Todesopfer forderte, war gewiß bedauerlich, allein es ist töricht, dafür die Regierung oder den Kommandanten der intervenierenden Truppen verantwortlich zu machen. Die italienische Fakultät wurde demoliert und dadurch ihre tatsächliche Schließung erzwungen, allein die deutschtirolischen Abgeordneten begnügten sich damit nicht, sondern forderten, und zwar unter Androhungen, auch die sofortige formelle Schließung von der Regierung. Das war ein schwerer Fehler der deutschtiroler Abgeordneten. Hätten sie, bezw. Vizebürgermeister Dr. Erler, der dabei übrigens auf eigene Faust vorging, die Regierung nicht öffentlich in die Zwangslage versetzt, sich sofort für oder gegen die formelle Entschließung entscheiden zu müssen, wäre die italienische Fakultät in Innsbruck wohl bereits längst aufgehoben. Den Drohungen konnte sich die Regierung jedoch nicht fügen, weil ein Nachgeben in diesem Falle mit der Prämiierung von Massenunruhen gleichbedeutend gewesen wäre. So blieb aber eine tiefe Verstimmung zwischen den deutschtiroler Abgeordneten und der Regierung bestehen. Dazu kam noch, daß etwa ein Dutzend Abgeordnete der Deutschen Volkspartei sich in ihren Wahlbezirken sehr unsicher fühlen und ihre Mandate durch eine Schwenkung ins oppositionelle Lager retten zu können glauben. Unter diesen Umständen gestalteten sich die sofort nach Beginn der Reichsratssession zwischen den Deutschen und der Regierung eröffneten Verhandlungen zunächst wenig Erfolg versprechend, ja es hieß sogar, daß die deutsche Gemeinbürgschaft ins Wanken gekommen sei, da die Mehrheit der darin vertretenen deutschen Abgeordneten es für einen schweren Fehler halten, in die Offensive zu gehen, weil dadurch gar nichts erreicht werden würde. Denn gesetzt, es gelänge das Ministerium Koerber zu stürzen,

so wird dadurch doch keineswegs die Politik der heute oppositionell gesinnten Deutschen zu Ehren kommen, sondern ein deutschfeindliches Ministerium gebildet werden, das die Deutschen sehr bald aus der Opposition in die Obstruktion drängen würde. Die Arbeitsfähigkeit des Hauses würde also im Laufe einer solchen Entwicklung nicht hergestellt, wohl aber einem antideutschen § 14-Ministerium der Weg geebnet werden.

Im übrigen wird die Gestaltung der Dinge diesseits der Leitha an dem Ausgange der schweren Krise in Ungarn sehr wesentlich beeinflußt werden. Allerdings glaube ich, daß jene irren, die der Meinung sind, daß es nicht ohne Wirkung auf die parlamentarischen Verhältnisse in Österreich bleiben werde, wenn es dem ungarischen Ministerpräsidenten gelingen sollte, seine Geschäftsordnungsreform des ungarischen Abgeordnetenhauses durchzusetzen. Das österreichische Parlament weist eine bunte nationale Musterkarte auf und die Furcht vor nationaler Unterdrückung auf parlamentarischem Wege ist auf allen Seiten zu groß, als daß sich eine genügend starke Majorität auf das Programm einer straffen Geschäftsordnung einigen könnte, die unbedingt zu einer absolutistischen Majoritätsherrschaft führen würde. Im ungarischen Abgeordnetenhause sitzen heute noch fast durchwegs Magyaren; das nationale Ferment, das das österreichische Parlament zu keinem Parlament macht, fehlt also jenseits der Leitha fast vollständig und demgemäß kann auch im Lande selbst, d. h. in der in Betracht kommenden Wählerschaft der Gedanke einer strengen parlamentarischen Geschäftsführung nicht auf den harten Widerstand stoßen, wie in Österreich. Ob Graf Tisza mit seinen Plänen, die Geschäftsordnung des ungarischen Abgeordnetenhauses antiobstruktionistisch zu reformieren, Erfolg haben wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Vom parlamentarisch technischen Standpunkte aus interessiert zunächst die Art und Weise, wie Graf Tisza zu seinem Ziele zu gelangen hofft. Sein Plan zerfällt in zwei Teile: erstens soll der Opposition die Möglichkeit benommen werden, durch formale Anträge die Debatte in die Länge zu ziehen, zweitens aber soll die Erledigung des Staatsvoranschlages und des Rekrutenkontingents durch Festsetzung eines Endtermins der Debatte sichergestellt werden. Soweit das Budget in Frage kommt, will Graf Tisza auf einem Umwege der englischen Praxis nahekommen, die allerdings faktisch die Erledigung des ordentlichen Budgets überhaupt nicht zur Sache des Parlaments macht. Die praktische englische Erfahrung geht von dem Gedanken aus, daß die

ordentlichen Mittel zum Staatshaushalte überhaupt nicht vom Parlament verweigert werden können, unterliegen doch die Einnahmen der „konsolidierten Fonds“ und die gesetzlich auf denselben gesetzten Ausgaben dem jährlichen Budgetbewilligungsrechte überhaupt nicht. Soweit geht Graf Tisza nicht, er will nur der formalen Verhinderung der rechtzeitigen Beschlußfassung über das Budget vorbeugen und das ist vom parlamentarischen Standpunkte aus durchaus zu billigen. Die Sicherstellung der parlamentarischen Erledigung der Militärvorlagen hat in der englischen Verfassung allerdings keine Analogie, allein England hat bekanntlich auch heute noch kein stehendes Heer, andernfalls würde seine Erhaltung ebenfalls zu den Staatsnotwendigkeiten gehören, die dem Spiele der parlamentarischen Kräfte entrückt sein sollen.

Es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß der ungarische Ministerpräsident die Revision der Geschäftsordnung nur betriebe, um die Regierung vor dem Bleigewichte der Obstruktion der gegenwärtigen Opposition zu bewahren. Graf Tisza sieht weiter, er weiß, daß eine Reform des Wahlrechtes nicht zu umgehen ist, er weiß, daß dann die nichtmagyarischen Nationalitäten verstärkt in das ungarische Abgeordnetenhaus einziehen werden und für diesen Fall will Graf Tisza eine Geschäftsordnung haben, die die Herrschaft der magyarischen Parlamentsmehrheit zu einer unangreifbaren, eisernen macht. Wenn die Opposition trotzdem in eine Reform der Geschäftsordnung erst willigen will, wenn die Wahlreform bereits durchgeführt sei, so läßt sie sich durch die Besorgnis bestimmen, daß Graf Tisza erst im Besitze der Geschäftsordnungsreform bei der Wahlreform auch der gegenwärtigen Minorität übel mitspielen werde.

Diese Befürchtung ist aber im Schoße der Opposition so stark, daß sie alles aufbot, um die Erledigung der Tiszaschen neuen Hausordnung zu verhindern. Graf Tisza entschloß sich deshalb die Opposition zu überrumpeln. Als er am 18. November die Beratung seines Geschäftsordnungsantrages durchgesetzt hatte, ließ er plötzlich mitten in der Debatte über seinen Antrag abstimmen. Die Opposition tobte, allein er hatte gesiegt, für den Augenblick wenigstens, denn noch bleibt das schwerere Stück der Arbeit übrig, die neue Geschäftsordnung zu handhaben. Über die Legalität des Beschlusses des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 18. November zu streiten, hat keinen Sinn. In einer Zeit, wo auch die Opposition längst den legalen Boden verlassen, pflegt die Geschichte immer das Vorgehen dessen zu

sanktionieren, der den Erfolg sein nennt. Vermag Tisza sich zu halten, dann werden die Annalen Ungarns ihn den Vater des Vaterlandes nennen, unterliegt er, dann wird man ihm den Winkel für Verbrecher auf dem politischen Friedhofe Ungarns einräumen. Der Erfolg bedeutet in solchen Situationen alles. Das Schicksal des Kabinetts Tisza hängt also im wesentlichen davon ab, ob die Szenen, die sich bei Wiedereröffnung des ungarischen Reichstages abspielen werden, im stande sind, das Vertrauen der Krone in die Politik Tiszas zu erschüttern. Schwankt die Krone, dann fällt Tisza, dann erleidet die staatliche Autorität einen schweren Schlag, dann werden aber auch alle obstruktionistischen Elemente in Österreich eine wesentliche Stärkung erfahren, denn man darf nicht außer acht lassen, daß Tisza die ungarische Opposition auch deshalb knebeln will, weil sie die Trennung der beiden Reichshälften will und zu diesem Zwecke die Möglichkeit der Erledigung des Ausgleichs und der Handelsverträge in Österreich mit dem § 14 bestreitet.

Kunstausstellungen.

Künstlerhaus (Lobmeyr- und Herbstausstellung). Sezession. Hagenbund. Artaria. Miethke.

Die Kunstwanderungen haben weitere Kreise mit den so überaus reichen Schätzen der für gewöhnlich nicht ganz leicht zugänglichen Wiener Privatsammlungen bekanntgemacht. Ein ernsteres Interesse konnte bei diesen Herdenbesuchen natürlicherweise keine Befriedigung finden. Es wäre daher mit Freuden zu begrüßen, wenn dem, übrigens nicht zuerst gegebenen Beispiel Lobmeyrs, der seine Bildersammlung im Künstlerhaus ausstellte, andere Wiener Privatsammler folgten und sich auch die verschiedenen Künstlervereinigungen derlei Veranstaltungen, die weit mehr als bloße Füllsel für die Intervalle der großen Ausstellungen wären, angelegen sein ließen. Was die Lobmeyr-Ausstellung im Künstlerhaus anbelangt, ist vor allem zu sagen, daß sie viel erfreulicher und ersprießlicher ausgefallen wäre, wenn man sich hätte entschließen können, die beiden wertloseren Drittel des zur Verfügung stehenden Materials zurückzubehalten. Durch unbedeutende, ja schlechte Sachen aufgehalten und gelangweilt zu werden, ist immer unangenehm, auch wenn sie wie hier z. B. von Makart und Canon herrühren; es beeinträchtigt vor allem das Gute. Was in der ganzen Sammlung so überaus sympathisch berührt, ist ihr österreichischer, ihr wienerischer Charakter. Es fehlt, kann man sagen, kein Malername, der während des letzten Menschenalters in unserer Kaiserstadt Klang hatte. Man gewinnt sogar von manchem Werk den Eindruck, als wäre es nur des Autornamens wegen da. Aber für diese Sammlereigenheit entschädigt überreichlich das viele Gute. Zum Besten gehört wohl die prachtvolle Pettenkofen-Serie. Unter den paar alten Bildern ist vor allem ein mit dem Monogramm Aldegrevers versehenes vorzügliches und, soweit es durch das Glas zu erkennen ist, auch sehr gut erhaltenes Porträt zu erwähnen.

Geradezu niederschlagend wirkt die Herbstausstellung des Künstlerhauses. Wieder ist schrecklich viel da und darunter wenig Gutes, dafür aber einiges, das so elend ist, daß man sich fragen muß, ob eine Genossenschaft, die derlei zuläßt, überhaupt noch erst zu nehmen ist. Ich nenne gleich das Entsetzlichste: Probsts Porträte des Erzherzogs Rainer und seiner Gemahlin. Gleich daneben hängen ein Hlaváček und ein Petrovits, die jeder Rahmenhandlung Schande machen würden. Nicht, daß unter den vielen, vielen einzelnen Werken gar nichts Anständiges zu finden wäre, notwendigerweise wird es aber in dem Wust von Mittelgut und Schund übersehen. Bestimmtere Eindrücke hinterlassen die Kollektivausstellungen, leider auch keine sehr erquicklichen. Schram hat süßen Kitsch aus dem Orient mitgebracht, und warum einem Maler von dem trostlos impotenten Dilettantismus eines Schattenstein so viel Raum überlassen worden ist, kann man einfach nicht begreifen. Eine Pflicht der Pietät war es, die Arbeiten Ditscheiners möglichst zahlreich vorzuführen. In ihrer Gesamtheit verraten sie uns, daß der Verstorbene zwar ein durchaus achtbarer Künstler war, dem auch öfters etwas recht Sympathisches gelang, aber gewiß nicht mehr. Tüchtige Handwerksmäßigkeit ist den Bildern des Düsseldorfers Hermanns eigen. Sehr interessant sind die farbigen Monotypine Kappsteins und Langhammers, besonders der erstere hat, immer damit rechnend, was die eigentümliche Technik ermöglicht, häufig ganz Verblüffendes zu stande gebracht. Der Jungbund enttäuscht etwas. Was er diesmal zeigt, erinnert doch allzu sehr an eine Ausstellung von begabten Schülern. Von einigen wenigen (etwa Groß, Barth und Beck) abgesehen, begegnet man keinen gefestigten Individualitäten, wohl aber vielen Talenten, die, mit sich selbst noch nicht im Klaren, einstweilen noch auf fremden Bahnen wandeln.

In der Sezession hat es bekanntlich anläßlich der Weltausstellung in St. Louis, eine Palastrevolution gegeben, die alle jene radikalen Elemente, die bisher fast ausschließlich der Vereinigung ihr markantes Gepräge verliehen hatten, zum Sturze brachte. Man konnte auf die erste Ausstellung des neuen Arbeitsausschusses gespannt sein. Tatsächlich unterscheidet sie sich von ihren sämtlichen 20 Vorgängerinnen. Nicht durch Königs schlechtes Plakat, derlei gab es auch vorher schon recht oft. Aber sie führt keinen Bahnbrecher vor und kaum jemand, der durch seine starke Eigenart selbst dem Andersmeinenden Interesse abnötigt, freilich auch niemand, der mit dem Kopf durch die Wand will, und niemand, der statt auf den Füßen auf den Händen geht, nur um Aufsehen zu erregen. Es macht sich etwas „Geschmackiges“, etwas „Schickistisches“ breit, dem es sogar an „Süßlichkeit“ nicht mangelt, und doch ist die Ausstellung gut, — nur mögen ihr nicht allzu viele ähnliche nachfolgen. Alle Tage um jeden Preis Neues zu bringen, woran auch wirklich etwas ist, geht einfach nicht, und man sieht auch wieder einmal gerne und mit Nutzen etwas Gefälliges, das aus solidem Können erblüht ist, wenn es auch gerade keine Offenbarung ist. Blanche ist ein Künstler, der seine brillante Technik einer gediegenen Schulung verdankt und sie vorwiegend zu wunderhübschen Werken voll pikanter Grazie verwendet. Sein „Cherubin“ (ein lustiger Druckfehler im Katalog schreibt Cherubim) ist nicht nur ein ganz entzückendes, sondern auch ein sehr gutes Bild. Fester und ernster ist Simon, der diesmal freilich lange nicht so gut vertreten ist wie seinerzeit auf der Impressionistenausstellung. Von Besnard sind Arbeiten zu

sehen, deren Anmut und Geschicklichkeit man zwar gerne anerkennt, die einem aber eine beinahe schmerzliche Sehnsucht nach seinen köstlichen Farbenorgien erwecken und im Vergleich mit diesen fast hausbacken vorkommen. La Touche wirkt trotz seines großen Könnens eher peinlich als angenehm. Seine „Junge Mutter“ und seine „Faunstochter“ sind danach angetan, einem jeden Spießbürger Interesse abzugewinnen, und das ist immer bedenklich. Äußerst interessant finde ich Anglada-Camaras. Dieses unersättliche Schwelgen in bis zur Maßlosigkeit gesteigerten Farbeneffekten, das den Stand eines Hühnerhändlers oder einen Haufen Granatäpfel zum blendenden Feuerwerk umwandelt, hat etwas mit Turner Verwandtes, der vielleicht der größte Farbenphantast war, den es je unter den Malern gegeben hat. Auch an Besnard (den wilden Besnard, den wir bewundern und lieben, und nicht den zahmen, der uns auf dieser Ausstellung so befremdet) gemahnt es. Alle Konturen sind wie vom Licht aufgesogen, wie durch Vibration verwischt. Dadurch kommt etwas wie nervöses Beben in die Bilder, was bei dem ungeduldig im dunkeln Stalle scharrenden Rappen oder bei den überreizten Frauen, die ihre Magerkeit in ganze Wolken duftiger Stoffe hüllen und deren schwarze, unnatürlich große Augen brennend aus den weißgeschminkten Gesichtern hervorstarren, von ganz außerordentlicher Wirkung ist. Nüchterner, aber ernst und vornehm gibt sich Casas. Den mannhaftesten Eindruck macht auf der ganzen Ausstellung der bei uns leider allzu wenig bekannte Trübner. Neben seinen flächig hingesäbelten Bildern nimmt sich Frédérics voll Liebe zur Natur und voll Respekt vor deren winzigstem Detail vorzüglich, wenn auch etwas hart und kalt gemalte kleine „Flamländerin“ wie ein Anachronismus aus. Besser gehen die flotten, breiten Bilder Landenbergers mit denen Trübners zusammen. Außer Frédéric hat noch ein zweiter Belgier die Ausstellung beschickt, Montald, von dem, wie ich glaube, zum erstenmal hier etwas zu sehen ist. Trotz starker Reminiszenzen, z. B. an Botticelli, Burne-Jones, Puvis de Chavannes, läßt sich doch die Eigenart nicht verkennen. Für das Beste halte ich seine auch technisch sehr merkwürdigen Zeichnungen. Die Heimat ist durch eine ganze Serie aquarellierter Wiener Ansichten Karl Müllers vertreten. Die Bildchen sprechen durch geschickte Auswahl und Aufnahme der Sujets an, sind aber im Kolorit manieriert und verfehlt; solche Farben gibt es in Wien nicht.

Der Hagenbund bringt durch eine gute Herbstausstellung die schwache Flickausstellung des Sommers in Vergessenheit. Vor allem fesselt die Kollektion Liebermann. Da Werke in allen Techniken und aus jedem der letzten vier Jahrzehnte vorhanden sind, so läßt sich dieser bedeutende Maler, der als Künstler und als Mensch von so großem Einfluß auf die deutsche Kunst der Gegenwart ist, ausgezeichnet studieren. Durch das umfangreichste von Liebermanns hier zu sehenden Bildern, „Simson und Dalila“, sind sogar aufs deutlichste die Grenzen bezeichnet, die seinem Können gesteckt sind. Aber auch die einheimische Malerei hält sich wacker. Ich hebe nur hervor, was mir besonders aufgefallen ist: Luntz ist wieder in einem Winterbild am besten. Der lachende Frühling will sich durch seine etwas schweren Farben nicht recht wiedergeben lassen. Hübsch sind die nach farbigen Zeichnungen des Künstlers angefertigten Kacheln. Dorsch kommt aus seiner, übrigens sehr sympathischen Eichendorff-Weise nicht heraus. Der treffliche Uprka wirkt wieder etwas flach und staubig. Windhagers Selbstporträt sieht sehr gut aus. Hampel hat soviel Geschmack, daß man sich an seiner unglaublichen

Manieriertheit gar nicht mehr stößt. Obwohl sein Hauptbild eine Menge Erinnerungen weckt und seine Unverständlichkeit durch den unten stehenden Vers bloß erhöht wird, ist es doch eine Arbeit voller Vorzüge. Der talentierte Funk läuft Gefahr, gleich Hudeček einer süßlichen Hellmalerei zu verfallen. Neue Erscheinungen sind Kriser, dessen „Kranke Prinzessin" im Gedanken und in der Ausführung gleich originell ist, und Stretti, den man bisher nur als begabten Radierer gekannt hat und von dem diesmal ein paar feinfühlige Beleuchtungsstudien in Öl zu sehen sind. Als Radierer, deren Entwicklung man mit Interesse entgegensehen darf, führen sich Tauschek und Lux neu ein. Roux und Irma von Dutczyńska leisten in der Graphik Besseres als in der Malerei. Der Plastiker Meštrović ist diesmal abgeklärter als letzthin.

Das regere künstlerische Leben, das seit der Zeit, da die Sezession als treibender Sauerteig unseren trägen Kunstverhältnissen beigemengt ist, hier in Wien herrscht, äußert sich auch in den neuen Bestrebungen und Bemühungen der Kunsthändler. Gegenwärtig halten die beiden vornehmsten Wiener Kunsthandlungen zwei interessante Ausstellungen offen. Bei Artaria kann man eine gute Vorstellung von den Leistungen der jüngsten österreichischen Graphik gewinnen. Freilich ist die Vorführung nicht vollständig, aber doch mannigfach genug und entschieden nicht einseitig. Auswahl und Anordnung zeugen von Geschmack. Die ganze Ausstellung soll ins Städelsche Institut in Frankfurt am Main wandern und von da vielleicht weiter durch Deutschland. Es ist den Künstlern und den Veranstaltern zu wünschen, daß das Unternehmen Erfolg hat. — Bei Miethke findet eine Waldmüller-Ausstellung statt. Der neuen Geschäftsleitung soll ein namhafter Wiener Maler als künstlerischer Beirat assoziiert sein. Die gegenwärtige Ausstellung ist die erste Frucht dieser Verbindung. Sie macht auf die Zukunft neugierig. Auf Waldmüller soll Beardsley folgen. Abwechslung wird es also genug geben. Waldmüller war auf der Jubiläumsausstellung ausgezeichnet vertreten, und auch die Moderne Galerie besitzt von ihm viel und Vortreffliches. Was daher zum erstenmal an die Öffentlichkeit tritt, ist nicht von allererster Bedeutung, wenn auch interessant genug. Am meisten fällt aber auf, daß für die Ausstellung nicht nur viele Private, sondern auch Staats- und Hofinstitute, ja sogar der Kaiser selbst Bilder hergeliehen haben. Auch der Hagenbund ist für die Überlassung von zwei Gemälden Liebermanns der Königlichen Nationalgalerie in Berlin zu Dank verpflichtet. Diese Liberalität ist ein Zeichen der Zeit. Ob sie vom Standpunkte des Musealbeamten gerechtfertigt werden kann, ist sehr die Frage, das Publikum aber fährt jedenfalls sehr gut dabei.

Agathon.

Musik.

Die diesjährige Konzertsaison wurde durch Löwe und seinen Konzertverein eingeleitet. Eine Vereinigung, die sich schon in den wenigen Jahren ihres Bestehens vortrefflich bewährt hat. Kein musikalisches Burgtheater, wie die Philharmoniker, die schon mit Rücksicht auf ihr streng konservatives Publikum der modernen Produktion gegenüber eine kühl ablehnende Haltung einzunehmen gezwungen sind, sondern eine hochgemute Künstlerschar, tapfer zugreifend, wo

immer nur was zu holen ist. Und die Wiener drängen sich scharenweise heran und füllen allabendlich den Saal bis auf den letzten Platz. Im ersten Dienstagkonzerte sollte der im Sommer dieses Jahres dahingegangene größte tschechische Tonkünstler Anton Dvořák durch eine Gedenkfeier geehrt werden. Diese Ehrung nahm — es muß gesagt werden — einen kläglichen Verlauf. Die Auswahl der zum Vortrag gebrachten Kompositionen des großen Meisters verriet keine glückliche Hand. Sowohl die blutarme Hussitenouvertüre, als auch die beiden anderen Stücke vermochten keinen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. — Das erste Mittwochkonzert stand unter dem Zeichen Gustav Mahlers. Seine Symphonie Nr. 1 wurde aufgeführt. Es ist unbegreiflich, wie dieser Bravourtechniker — viel mehr dürfte Mahler kaum sein — in den Ruf eines genialen Neuerers zu kommen verstand. Und es gibt tatsächlich eine große Anzahl von Gläubigen, welche sich andachtsvoll vor der Muse dieses Mannes beugen. Voll bizarrer Einfälle, lärmender Effekthaschereien und deplazierter Witzeleien ist diese Symphonie nichts anderes als ein mit mühevoll zusammengehäuftem und aufgetragenem musikalischen Modetand herausgeputztes wesenloses Gebilde, das sich teils aufreizend, teils beschwerend auf die Nerven legt. Und ich frage Herrn Mahler, was soll das heißen, den in den Schul- und Kinderstuben vielfach gesungenen Kanon „Bruder Martin, schläfst du noch" dem Hörer als symphonischen Satz zum Besten zu geben? Das mutet fast wie Frozzelei an. Auch das Publikum scheint sich über den Wert des Werkes nicht einig geworden zu sein, denn auf der einen Seite gab es frenetischen Beifall, auf der andern nicht minder deutliche Zeichen energischer Ablehnung. — Die Philharmoniker haben ebenfalls bereits ihre Konzerte eröffnet. Mottls Lieblingswunsch, an die Spitze dieser Künstlerschar treten zu können, ist in Erfüllung gegangen. Und es ist gut so. Beide Teile werden dadurch gewinnen, besonders aber das Publikum, welches des beständigen Dirigentenwechsels bereits müde ward. Im ersten Konzerte hörten wir von Pfitzner ein Scherzo, dessen anspruchslose harmonische und melodische Gestaltung wohl nicht ahnen ließ, daß dies Jugendwerk einen der eifrigsten und erfolgreichsten Vertreter moderner Tonkunst zum Schöpfer hat. Glänzend kam die Eroika zur Geltung, weniger Mozart. Hier scheiterte Mottls Interpretationskunst. Und wie schön wußte er heuer beim Salzburger Musikfest über Mozart zu reden. — In der Oper gab es neben dem neueinstudierten Fidelio (in glänzender Ausstattung) auch eine sogenannte Opernnovität, Lakmé von Délibes. Was darunter zu verstehen ist, wissen wir. Zur Erinnerung füge ich nur hinzu, daß dieses Werk bereits vor 21 Jahren in Paris zur Uraufführung gelangte. Es ist natürlich seither nicht jünger, nicht moderner, seine Aufführung nicht dringender geworden, Grund genug, es zur Aufführung zu bringen. Wir sehen, der alte Kurs vom Vorjahre wird eingehalten, Opern, nach denen kein Hahn kräht, werden dem Repertoire gewissenhaft einverleibt, nur das, wonach alle Welt begehrt, geschieht nicht. Pfitzner, Schillings, d'Albert u. v. a., wie oft haben sie schon an die Pforten unserer Oper gepocht, vergebens. Und der arme, unglückliche Hugo Wolf vermochte erst durch seinen Tod die Aufführung des Corregidors durchzusetzen. Und so geht es vielen, fast möchte ich sagen, allen. Darum ist es auch nur sehr zu begrüßen, daß sich in Wien eine Vereinigung schaffender Tonkünstler bildete, und zwar zu dem Zwecke, in selbständigen Konzerten die eigenen Werke dem Publikum vorzuführen, ohne erst um die Gunst eines Verlegers, Direktors

oder Konzertleiters buhlen zu müssen. Jüngst fand ihr erstes Konzert statt. Und um zu wissen zu tun, mit wem man es zu tun hat, führten sich diese Jungen mit der Aufführung der Symphonia Domestica von Richard Strauß ein. Über dieses hochbedeutsame Werk wollen wir das nächste Mal schreiben. R. S.

In ihrem ersten ordentlichen Gesellschaftskonzerte am 17. November 1904 brachte die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien Anton Dvořáks Requiem zur Aufführung. Eine künstlerische Hekatombe wurde damit den Manen des jüngst verstorbenen Meisters dargebracht. Diese Pietät eines Wiener Vereines für den tschechischen Tonheros wirkt in unserer jetzigen Zeit doppelt erfreulich. Man sieht, wie leicht die allmächtige Kunst jene Gegensätze, um deren Lösung sich die österreichischen Staatsmänner bisher mit großem Eifer und kargem Erfolge bemühen, zu überbrücken im stande ist.

Von der Aufführung selbst ist Erfreuliches zu melden. Wenn schon der imposante Apparat, dessen sich der Komponist bedient (großes Orchester, gemischter Chor und ein Soloquartett), an sich große Schwierigkeiten in sich birgt, so waren im vorliegenden Falle noch innere, dem Werke eigentümliche Schwierigkeiten zu überwinden. Den neuen Konzertdirektor, Herr Franz Schalk, fanden wir denselben gewachsen. Er dirigierte mit Verve und Sicherheit. Das Soloquartett, bestehend aus den Damen Förster-Lauterer (Wien), Schemmel (Brünn) und den Herrn Hadwiger (Leipzig) und Hesch (Wien), entledigte sich seiner Aufgabe mit Ehren. Den Chor stellte der Singverein, das Orchester der Wiener Konzertverein. Das Werk selbst ist für Wien keine Novität. Es wurde bereits im Jahre 1901 aufgeführt. Die eigentümliche Wirkung, die demselben innewohnt, läßt sich wohl daraus erklären, daß darin ein naiv-gläubiger Genius seinem Herrn und Schöpfer eine musikalische Huldigung darbrachte. Manche Stellen, so die mächtige Fuge im Domine Jesu, sind von hinreißender Schönheit und Gewalt. W—r.

Besprechungen und Notizen.

Die nordische Atlantis (Island und die Faeröer). Kulturbilder und Landschaften von Jacques Jaeger. Mit 48 Illustrationen. Wien und Leipzig 1905. Verlag von Georg Szelinski.

„Wie im langsamen Hinsterben liegt jenes Island, von grauenhafter Heimsuchung getroffen, von tiefer Erstarrung bedeckt, — trostlos und hoffnungslos." Aber es ist das Land des Geysir und der Hekla, des Gullfoß und der Almannagja, der Naturwunder, die allein schon einer Reise nach der Ultima Thule wert erscheinen. Die Insel ist auch ein Land ohne Straßen — die einzige fahrbare Straße, 32 Meilen, führt von Reykjavik nach Thingvalla —, ohne Eisenbahnen, ohne Telegraph, ohne Postwagen und ohne Hotel. Die Pfade des Reisenden führen über zerklüftete Lavaströme, oft auf schwankendem Boden, an brodelnden Schwefelgruben und heißen Quellen vorbei, durch unsäglich traurige Einöden, in denen kein Leben gedeiht, kein Grashalm Nahrung findet. „Nichts regt sich; es schien, als seien die Menschen hier alle ausgestorben. So dachte ich mir das Weltenbild, wenn der letzte Mensch von dieser Erde gegangen sein

wird. . ." Das Innere der Insel gleicht meilenweit dem Reiche des Todes. Und wenn der Wandrer spät am Abend, erschöpft vom schweren, oft gefahrvollen Ritt über die endlosen Schollenhaufen, durch Flüsse und Moräste, nach einer Ruhestätte sucht, findet er in einer Erdhütte, in einem Bretter- oder Blechhäuschen oder in einem hölzernen Kirchlein Rast und muß froh sein, eine dürftige Matratze zu bekommen. Von Konserven muß er leben, denn die Fisch- und Fleischnahrung ist oft nicht geheuer und die Mehlkost eine starke Zumutung an einen gewöhnlichen Magen. Er braucht eine ganze Karawane, denn ins Innere kommt man nur zu Pferde und muß den Proviant für sich und die Führer auf Tragtieren mitnehmen. Es gehört ein tüchtiges Stück Mut dazu, eine solche Fahrt zu wagen; es braucht einer guten Gesundheit und Nervenruhe, um auch nur die an Wechselfällen reiche Seefahrt um die Insel herum auszuhalten.

In die Reihe der Islandfahrer ist nun auch der bekannte Wiener Schriftsteller Jacques Jaeger getreten und hat uns in seinem vorliegenden Reiseberichte überaus wertvolle Kultur- und Landschaftsbilder gegeben. Was uns dieser feinsinnige Beobachter in der ihm eigenen, fesselnden Manier schildert, hat vollen Anspruch auf ein warmes und reges Interesse. Schon seine Berichte in verschiedenen Zeitungen und die Vorträge, die er über Island und die Faeröer hielt, fanden eine lebhafte Aufnahme, die über das gewöhnliche Maß von Interesse für Reiseschilderungen weit hinausging, und ließen mit Spannung seinem angekündigten Buche entgegensehen. Es enttäuscht, wie es nun vor uns liegt, keine Erwartung.

Es ist ein merkwürdiger Fleck Erde, dieses Island, in geographischer und kultureller Hinsicht. Zunächst das Land selbst. „Im Innern gibt es keine geschlossenen Orte, sondern weit voneinander entfernte Gehöfte. . . Wenige Pflanzen schleppen sich am Boden hin. Hie und da eine dünne Ackerkrume. Als Zwerggewächse bringen sich die Birke und der Vogelbeerbaum in diesem Klima leidlich fort. . . Über die junge Pflanzendecke wüten häufig eisige Winde, die tief ins Land eindringen und alles organisch-vegetabilische Leben vernichten." Das ist ein Bild. Ein zweites: „Über weite Sandwüsten, monotone Steinfelder, Morast, Sümpfe, kleine Seen, Tümpel, Wasserarme, über Basaltblöcke, die so groß waren, daß man ein Haus mit Garten darauf bauen könnte, in einer Naturstimmung, durch die ein Schrei der Verzweiflung zu gehen schien, mit einem Worte, durch ein Chaos der Melancholie ritten wir schweigend zu der in mächtigen Terrassen sich aufbauenden Talenge, über die, weltabgeschieden, der mächtige Gullfoß seine Wassermassen mit donnerndem Gepolter niederschießen läßt." Und dieser Gullfoß, den Karl Eugen Schmidt den schönsten Wasserfall Europas nennt, ist inmitten furchtbarer Todesöden ein Naturphänomen, das man in Europa, selbst in der Schweiz und Savoyen, als einzig schön und erhaben hinstellen kann. — Und bei Thingvalla erhebt sich, als krasser Kontrast zur müden Eintönigkeit der Umgebung, die großartige Felsenschlucht der Almannagja, von der Lord Dufferin sagte, es sei der Mühe wert, um die Erde zu reisen, nur um sie zu sehen; von der Preyer und Zirckel behaupten: sie gehöre zu den Dingen, welche man sehen muß, um daran zu glauben, denn sie sei eine der wunderbarsten Naturerscheinungen der Welt. — Noch ein Bild: „In Schnee und Eis gehüllt blickt die in regelmäßigen Linien sich aufbauende Hekla, der furchtbare Vulkan, der in wiederholter eruptiver Tätigkeit dem Lande ein Brandmal für ewige Zeiten

aufgedrückt hat, auf das Trümmerfeld von Blöcken, die da wie Ruinenpfeiler, dort wie der Zacken eines zerfressenen Zahnes auf den Wanderer wirken. Wie von ätzenden Säuren sind die porösen Lavafelsen durchlöchert. In regelloser Wildnis liegen sie senkrecht, wagrecht, über- oder untereinander. Die Lücken sind mit Schlacken angefüllt. Die von der Feuergewalt des Vulkans ausgeschleuderten Basalte liegen in malerischen Trümmern vor dem Reiter, der sich wie ein Paßgänger auf dem Chaos seinen Weg Schritt für Schritt suchen muß. Die Verkörperung des Dauernden auf Erden sind die Berge; die Hekla aber ist auch eine Verkörperung der Gefahren, unter denen dieser unglückliche Landstrich steht." — Der Geysir, neben der Hekla das Wahrzeichen Islands, stellt einen furchtbaren Schlund dar, aus dem sich Massen erstickenden Dampfes erheben. Unten tobt es, als wolle die ungestüme Urkraft jeden Augenblick ihre Fesseln sprengen. Aber nicht alle, die zu ihm pilgern, sehen den Geysir in seiner vollen Tätigkeit. Oft fällt der Hochstrahl bald zurück, oft steigt er nur bis zum Rande der Muschel. Ein Witzkopf machte den Leuten weis, der Geysir springe, wenn man Seife in seinen Schlund werfe; dieser schlaue Isländer verdiente von denen, die einfältig genug waren, diesen physikalischen Unsinn zu glauben, ein schönes Stück Geld an seinem Seifenlager.

An der Küste, zum Teil in malerischen Fjorden, liegen die Ortschaften. Die beiden Hauptstädte des Landes, Reykjavik und Akureyri, sind durchaus nicht Städte in unserem Sinne. Die Straßen sind entsetzlich schmutzig, die Häuser machen einen sehr unerquicklichen Eindruck. Die wenigen Steinhäuser sind öffentliche Gebäude. Island hat fast kein Holz; es ist auf teures, aus Norwegen importiertes und auf Treibholz angewiesen. Man benützt daher zum Hausbau auch englisches Wellblech. Akureyri ist noch freundlicher, als die Landeshauptstadt. Die anderen Orte machen keinen erbaulichen Eindruck.

Und nun das Volk. Jaeger hat es mit einer anerkennenswerten Wahrheitsliebe geschildert, obgleich auch ihn ein begreifliches Wohlwollen hie und da verleitete, die Isländer und ihre Kultur zu überschätzen. Man kann das Wesen dieses Volkes, wenn man seine Umgebung kennt, verstehen. Man muß betrachten, wie es im schweren Kampfe gegen die alles Schaffen lähmende Natur seines Landes sich aufreibt, wie es in diesem Kampfe hart und fühllos wird. Nur eines wird man nie begreifen: das Märchen, das die Isländer selbst in eitler Überhebung von ihrem Stamme verbreiten: Sie seien ein ungemein hochstehendes Kulturvolk, sie nehmen sogar einen besonderen Rang als solches ein, und fast jeder der 70.000 sei ein Dichter. — Daß die Bodenkultur und die Viehzucht auf sehr niedriger Stufe stehen, ist in der Beschaffenheit des Landes begründet. Die Industrie liegt völlig danieder. Um den Fischfang rationell zu betreiben, dazu ist der Isländer zu träge und indolent; er überläßt dieses Geschäft den Norwegern, Deutschen und Franzosen, die aus seinen Gewässern Riesensummen gewinnen. Auch andere Momente, die Jaeger hervorhebt, sind bedeutungsvoll. Nach Island werden jährlich 400.000 Liter Branntwein und 60.000 Liter andere geistige Getränke eingeführt; die Trunksucht verbreitet sich auch immer mehr, obwohl die Regierung, unterstützt von Oldfellow und Heilsarmee, kräftig gegen sie ankämpft. Die Ansiedlungen und Wohnungen starren von einem unglaublichen, schon typisch gewordenen Schmutze. Mit dem Wasser, das in überreicher Menge da ist, spart man ungemein, ebenso mit der Seife, die man ja für den Geysir braucht. Man möchte fast glauben,

die Wasserscheu sei dort eine endemische Krankheit. Der Isländer badet nie, und ein Waschen des Körpers und der Kleidung scheint dort zu den großen Seltenheiten zu gehören. Es ist auch eine isländische Sitte, die Speisegefäße, statt sie abzuwaschen, von Hunden reinlecken zu lassen. Die Kost des Isländers ist nicht viel appetitlicher. Das Brot, aus Sandhafer, ist schwer verdaulich; Dorsch und Lengfisch werden roh und ungesalzen gegessen; die Butter läßt man, ehe man sie genießt, möglichst alt und ranzig werden; der Skyr, eine Milchspeise, ist ein Brei mit einer Mischung von Talg und Tran; die Milch ist häufig so verunreinigt, daß sie für den Reisenden ganz ungenießbar wird. — Der Isländer zeichnet sich durch eine unglaubliche Roheit gegen seine Pferde aus. Die ungemein klugen, treuen Tiere, die ihm mit Anstrengung aller ihrer Kräfte den Verkehr im Lande ermöglichen, werden überlastet und, wenn sie zu erlahmen drohen, selbst wenn sie krank und verwundet sind, unbarmherzig und in empörend barbarischer Weise mißhandelt. Das Pferd muß sich sein Futter und Wasser selbst suchen. Über Nacht bleibt das arme Tier mit zusammengebundenen Vorderbeinen im Hof. — Die vielgerühmte, von den Isländern selbst ausposaunte Gastfreundschaft ist Humbug. Man läßt sich dort alles mit schwerem Gelde bezahlen. Nur eines von vielen Beispielen: Für die Strohsäcke, die man Jaeger und seinen Führern zum Übernachten in der Kirche hinlegte, zahlte dieser pro Mann zwei dänische Kronen. Jaeger meint, er sei damit ganz zufrieden gewesen, aber man solle doch das Lied vom braven Mann, der kein Geld nehmen wolle, weniger hell erklingen lassen.

Ein Umstand ist allerdings auffällig: die verhältnismäßig reiche Literatur, die das Land hervorbringt; 18 Zeitungen und 12 Zeitschriften und jährlich mehrere Bücher. Man darf sich dadurch aber nicht verblüffen lassen. Die Intelligenzschichten in den Küstenorten, namentlich in Reykjavik und Akureyri, haben natürlich ein Interesse daran, den selbsterzeugten Ruhm der Isländer als geistiges Ausnahmsvolk zu wahren. Und darin liegt der Grund zu dieser Produktivität. Man darf natürlich keinen Vergleich mit dem ziehen, was wir unter Presse und Buchhandel verstehen. Von den Literaten und Dichtern sind Mathias Jochumsson und Steingrimmur Thorsteinsson die bedeutendsten.

Die Isländer haben sich ihre Sagas seit tausend Jahren in der Erinnerung bewahrt, sie schöpfen immer wieder daraus; sie lernten nur unendlich wenig dazu. Gerade darin zeigt sich, daß das Volk auch in seiner geistigen Kultur über das Mittelalter nicht hinauskam. Die Isländer, die nach Skandinavien und dem übrigen Europa kamen, haben allerdings deren Kultur heimgebracht. Der kleine Intelligenzkreis in Reykjavik und Akureyri ist europäisch gebildet. Den Charakter des übrigen Volkes aber mit der ihm nachgerühmten geistigen Reife in Einklang zu bringen, ist, glaube ich, eine psychologische Unmöglichkeit. Dem geistigen und wirtschaftlichen Aufschwung des Volkes stehen schier unüberwindliche Hindernisse gegenüber: die Arbeit, die Indolenz, der Branntwein und der Schmutz. Es ist begreiflich, daß in diesem Milieu auch die Sittlichkeit ein vager Begriff ist.

Was wir aus diesem vortrefflichen Buche über die dänischen Eilande lernen, erweckt in uns ein so lebhaftes Interesse, daß wir wünschen: Jaegers zweite Islandfahrt im nächsten Jahre möge uns in einem neuen Buche weitere Kunde von der nordischen Atlantis bringen.

Karl Huffnagl.

Camillo V. Susan. Mit bunten Schwingen. Gedichte. München und Leipzig 1905. Bei Georg Müller.

Er erinnert an — — ja, an wen denn nur? Wenn ich sonst ein neues Buch in der Hand halte, drängen sich mir die Vergleiche zu Dutzenden auf. Ich suche auch selbst nach ihnen. Es macht mir Freude, den geheimen Einflüsterungen von Seele zu Seele zu lauschen, das leise Wirken der Genien zu spüren, die selbstherrlich den ungeborenen Gedanken des Künstlers formen, als wäre er ihr eigenstes Werk. Ich ärgere mich dann wohl auch über die Modeherren, die ein Augenblickserfolg zu Führern machte und die dann als rechte Parvenüs voll eitler Überhebung verlangen, es müsse jeder ihre Livree tragen. Sie haben die Menge hinter sich und diktieren die Gesetze an der Spitze ihrer Heere mit dem Argument der Masse. Die Hoffnung auf den klatschenden Erfolg treibt ihnen die Nachahmer zu.

Bei Susan will sich mir kein Vergleich einstellen. Er ist also originell. Er schließt sich keiner Partei an, folgt keiner Fahne, geht in keine Schule. Er ist Mensch und Künstler für sich allein. Wir finden bei ihm kein Nachbeten eines der großen Glaubensbekenntnisse. Er ist sein eigener Gott im selbsterbauten Reich. Er hat aber nicht jene zudringliche Originalität, die sich in schreiendem Kostüm breitspurig den Leuten in den Weg stellt und austrommelt: Seht her da, ich habe die allein wahre Kunst gefunden, ich predige euch das neue Evangelium!

Ich habe ihn einmal im Freundeskreise scherzhaft den „Dichter der stillen Ecken und leisen Stuben" genannt. Heute nehme ich dieses Wort ernst. Er hatte damals bei der Preiskonkurrenz der „Zeit" für sein Stimmungsbild „In stillen Ecken" den zweiten Preis erhalten. Dieses poetische Feuilleton, in seiner Art einzig schön, ist gewissermaßen Susans Programm: Die warme, duftige Zartheit, der reine Adel seiner Empfindungen und ihrer Aussprache, sein Ich allein in der umgebenden Natur. Ich möchte sagen: Susan schlägt weiche Akkorde an und träumt in ihnen; aber das Innerste seiner Seele lauscht gedankenhell all den Saiten, die ganz, ganz leise und in weiter Ferne mitbeben. Und in diese Schwingungskreise fällt kein störender, fremder Ton, das Wellenmeer folgt in seiner ganzen Fläche bis zum Horizont keiner anderen Kraft als der, die von seinem Mittelpunkte ausströmt, von der Seele des Dichters.

Er geht nicht auf die Straße und sucht dort „Stoff". Er mengt sich nicht dreist in andrer Leute Sachen. Er singt nicht die Not der Armen und die Pracht der Reichen, nicht die Demut der Niedrigen und den Stolz der Mächtigen. Seine große Welt ist das eigene Herz. Was da drinnen lebt und webt, sein Dichten und Träumen, sein Schaffen und Sorgen, sein Ich und Weib und Kind. Er arbeitet nicht mit den Taglöhnern im Weinberge des Herrn; er bebaut in stiller, seliger und schmerzlicher Einsamkeit das eigene Gärtchen. Er freut sich der Blumen, die seine liebende Hand gesät und gehütet und leidet mit den welkenden.

Nicht oft verläßt Susan seine trauliche Seeleneinsamkeit. Er fühlt sich in der Menge nicht wohl. Er hat so recht die Tiefe des „Einsam wandle deine Bahnen" schätzen gelernt. Öffnet er seine Haustür und tritt auf die Straße, dann steckt er bald mitten in der Herde, wird mit ihr geschoben und gestoßen und getrieben, dann ist er nur mehr das Stück und kann noch froh sein, eine eigene Nummer zu erhalten. Drum verschließt er sorgfältig seine Tür und wirft nur hie und da von oben durchs Fenster einen Blick ins Getriebe.

Narren alle, die ihr hoffet,
Daß sich einst die Menschheit ringe
Zu der Menschlichkeit hinan!
Denn nur einsam geht der Gute
Und die Menge bleibt gemein.
Ich auch hatte manche Träume
Eines edlern Menschenalters.
Heute muß ich sie verlachen.
Ihrer Götter wird die Menschheit
Nicht mehr los und all das Gute,
Das sie selber wirken sollte,
Überläßt sie Wahngestalten
Und bleibt selbst ein wildes Tier.

Er flieht die Herde, will mit ihr nichts zu tun haben. Das Helden- und Erlösertum überläßt er andern. Er folgt dabei — nur in anderer Form — demselben Grundsatz, den in neuester Zeit Karl Hilm („Der Sklavenkrieg" und „Hypatia") herausarbeitete: Wozu alle die Bemühungen und Kämpfe zur Errettung des „Volkes"? Die Menge bleibt gemein, sie verdient die Opfer ihrer Erlöser nicht, sie versteht diese Opfer gar nicht und gibt ihre eigenen Wohltäter preis.

Diese — man verzeihe den Ausdruck — Inselhaftigkeit, dieser Egoismus, besser gesagt: Ichismus ist Susans Stärke. Ihm entquellen Verse mit Gedanken und Empfindungen adeligster Schönheit. Susans Glaube, für ihn selbst und für sonst niemand geschaffen, kann der Ausgangspunkt eines neuen, weitfassenden Bekenntnisses werden. In den Tiefen der eigenen Seele liegen noch viel Schätze vergraben, die kein Naturalismus und kein Idealismus hebt. Jener sucht seine Menschen mit Vorliebe in Nachtasylen, Spitälern, Fabriken, in schmutzigen Winkeln und in den Gossen; dieser kriecht gern zu den Königsburgen und Ahnenschlössern hinauf oder macht sich's zumindest in der guten Stube des stolzen Bürgerkrämers bequem. Susans Individualismus in des Wortes allerengster Bedeutung kennt nichts als die ursprüngliche Empfindung des eigenen Ichs, wie sie sich von seiner Seele löst. Was außerhalb liegt — und das ist nur wenig — stellt nur die notwendigste Staffage dar.

In den zehn Bogen Lyrik ist natürlich nicht jedes Blatt von gleicher Güte. Mittelmäßiges oder gar Minderwertiges ist aber nirgends zu finden. Kein einziges handwerksmäßiges Stück, überall echte Kunst. Wenn ich etwas zu tadeln hätte, so wäre es die einzige Äußerlichkeit: daß das Buch kein Inhaltsverzeichnis hat.

Karl Huffnagl.

Graf Hans Wilczek, Erinnerungen eines österreichischen Waffensammlers (als Manuskript gedruckt. Wien 1904). — Der berühmte Sammler und Kunstkenner, der in der „Rüstkammer" der Burg Kreuzenstein bei Korneuburg eine der schönsten Waffensammlungen Österreichs bewahrt, schildert treuherzig in Form eines Vortrages, gehalten an einem Gesellschaftsabende der österreichischen Kunstfreunde, wie er seit 25 Jahren seinen Sammeleifer in den Dienst der Wissenschaft gestellt hat. Aus seiner reichen Waffensammlung in Kreuzenstein wählt der Vortragende charakteristische Typen aus und würzt die historisch-antiquarischen

Erörterungen nicht selten durch die Erzählung der Art, auf welche oft schwierige und abenteuerliche Weise die Erwerbung einzelner Stücke gelang. Auch für den Laien ist das durch viele Illustrationen anschaulich gemachte Materiale verständlich gemacht. Die interessanteste Erinnerung bringt der fleißige Waffensammler am Schlusse der anziehenden Broschüre. Graf Wilczek findet, da er im Jahre 1866 als Freiwilliger in der Schlacht von Blumenau steht, in einem als Deckung dienenden Gestrüpp ein altes Bronzeschwert. Graf Wilczek ist eben nicht nur ein kundiger, sondern auch ein glücklicher Sammler. Dr. K. Fuchs.

H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806 bis 1871). 2. Bd.: Geschichte des Deutschen Bundes und des Frankfurter Parlamentes (1815—1849). Stuttgart und Berlin, Cotta Nachfolger, 1904. — Der erste Band des groß angelegten Werkes behandelte die Zeit von 1806—1815 und findet in dem nunmehr vorliegenden seine Fortsetzung. Wie jenen, so zeichnet auch diesen Objektivität und abgeklärtes Urteil aus, was in Anbetracht dessen, daß die erörterten Ereignisse bereits an unsere aktuellen Verhältnisse streifen, von großem Werte ist. Der Verfasser analysiert zunächst die Bundesverfassung und erweist deren Unzulänglichkeit und innere Widersprüche; sodann entwirft er ein gerundetes Bild der demokratischen Gegenströmung, die insonderheit die akademische Jugend Deutschlands erfaßte. Frei vom Übermaße der Bewunderung hiefür wägt er Stärke und Schwäche der Bewegung ab. Er zeigt ferner, wie allgemach der deutsche Radikalismus den nationalen Boden verlassen hat und international geworden ist. Das Glanzkapitel des Werkes, in dem neues Licht nach allen Seiten geworfen wird, ist das über das Frankfurter Parlament, für dessen Geschichte der Verfasser die tagebuchartigen Aufzeichnungen des Reichsverwesers Erzherzog Johann, die ihm von dessen Enkel Johann Graf Meran zur Einsicht überlassen wurden, benützte. Es sind teilweise ganz neue Ergebnisse, welche Zwiedineck-Südenhorst da gewinnt. Dr. K. Fuchs.

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.